

Theorie und Methoden

Zielideen einer utopisch-moralischen Psychologie*

NORBERT GROEBEN

Psychologisches Institut der Universität Heidelberg

Ausgehend von einer Kritik des Postulats der Werturteilsfreiheit werden regulative Zielideen auch für den Entdeckungszusammenhang psychologischer Konstrukte und Theorien entwickelt; diese Ideen sind als eine erste Ausarbeitung des Zielkriteriums 'humane Relevanz' psychologischer Forschung gedacht. Unter Rückgriff auf die Kreativitätsforschung expliziert dabei das Utopieprinzip vor allem das Konzept einer 'polaren Integration' (von Teil- bzw. Unterkonstrukten) als Weg zur Generierung psychologischer Konstrukte, die positive faszinierende Möglichkeiten zur Entwicklung des Menschen darstellen. Das Moralprinzip versucht über das Konzept der 'Selbstanwendung' potentiell inhumanes, d. h. unnötig leiderzeugendes Forschen und Theoretisieren auszuschließen. Beide Zielideen sind aufeinander bezogen, insofern als sie nur gemeinsam die eigenen Postulate erfüllen, nämlich in Selbstanwendung ein polar integriertes Konzept darstellen.

1. Ausgangsbasis: Jenseits einer reduktionistischen Wertungsfurcht

Das Postulat der Werturteilsfreiheit für die empirischen Wissenschaften hat, zumindest für die Psychologie, zu einer inadäquaten Reflexion der Wissenschaftler über ihr eigenes Handeln geführt: nämlich der Theorie, daß es möglich sei und daß es auch tatsächlich durchgeführt werde: psychologische Konstrukte gänzlich ohne Wertungsdimensionen (rein deskriptiv) zu explizieren. Diese Behauptungen sind nicht korrekt, weil nicht realistisch; die Möglichkeit der absoluten Werturteils-Freiheit ist nicht gegeben, da die von ALBERT (1968) abgehobene Ebene der (wertenden) Metabasis (metatheoretische Präskriptionen, Ziele, Methodologien) nicht völlig ohne Einfluß auf die (inhaltliche) Gegenstandskonstituierung

Starting from a critique of the postulate of refraining from making value judgements the paper attempts to set up guiding concepts for the development of psychological constructs and theories; these guiding concepts are seen as a first step in the elaboration of the 'humane relevance' criterion in psychological research. The utopia principle, based on the results of creativity research, is taken to explain, in particular, the concept of an 'integration of opposing poles' (in construct components or sub-constructs) as a way of generating psychological constructs which point to fascinating positive possibilities for human development. Using the concept of 'application to one-self' ('tu quoque'-argument) the moral principle attempts to eliminate potentially inhumane, i. e. unnecessarily hurtful research and theorising. The guiding concepts are related to each other inasmuch as it is only together that they can fulfil their postulates, that is represent a concept of polar integration based on self-application.

konzipiert werden kann (vgl. GROEBEN & SCHEELE, 1977, p.125ff.). Völlig damit in Übereinstimmung trifft auch für psychologische Wissenschaft zu, was für Alltagssprache ein normales Phänomen ist (von dem die Wissenschaftssprache allerdings im oben genannten unrealistischen Wissenschaftsverständnis 'gereinigt' werden soll): daß Konstrukte in wechselnder Gewichtung Verbindungen zwischen deskriptiven und wertenden Begriffsdimensionen darstellen. Für den umgangssprachlichen Gebrauch von Begriffen wie 'intelligent, aggressiv, überlegen' wird dies gewöhnlich sofort zugestanden, für die wissenschaftssprachliche Verwendung vehement abgestritten. Vielmehr, so lautet die naive Werturteilsfreiheits-These, müßten und würden diese präskriptiven Begriffsdimensionen für den wissenschaftssprachlichen Gebrauch eines solchen Terms gerade eliminiert (werden). Daß gerade z. B. durch den Kontrast zu der umgangssprachlichen negativen Wertung positive Wertungsdi-

mensionen zustande kommen, ist nicht nur sprachpsychologisch und wissenschaftstheoretisch einsichtig, sondern m. E. auch von jedem Studierenden der Psychologie im Laufe seiner Sozialisation innerhalb der psychologischen Theorienwelt (die gleichzeitig auch eine Welt von - impliziten - Wertungen ist) erfahren worden. Und interessanterweise wird eine solche Wertung auch von den Wissenschaftlern trotz ihres Lippenbekenntnisses zur Werturteils-Freiheit durchaus impliziert, wie Wortkombinationen der Art wie 'erfolgreiche Aggressivität' usw. zeigen; BRANDTSTÄTER & MONTADA sprechen daher von einem 'kryptonormativen Vokabular' (und geben Beispiele aus der entwicklungs- und pädagogisch-psychologischen Literatur: 1977). Der Terminus 'kryptonormativ' bezeichnet genau das skizzierte Phänomen: daß nach außen hin (explizit) Werturteils-Freiheit behauptet wird, de facto aber (implizit) Wertungsteilmengen mitgemeint werden. Die Implizität solcher Wertung aber überläßt diese den individuell-subjektiven Präferenzen, Entscheidungen, Reflexionen des einzelnen Wissenschaftlers. Damit ist unter dem Aspekt der rationalen Konzeptualisierung und Begründung von Begriffsexplikationen hinsichtlich der wertenden Dimensionen psychologischer Begriffe ein Vakuum geschaffen.

Dieses Vakuum manifestiert sich nun auch auf metatheoretischer Ebene. Bei der Auszeichnung von Forschungsfragen, -problemen, -inhalten usw. als Wissenswerten, dem in der derzeitigen wissenschaftstheoretischen Diskussion so genannten Relevanzproblem, gibt es kaum Ansätze, die sich zentral auf die psychischen Dimensionen und Entwicklungsmöglichkeiten des menschlichen Individuums beziehen. Von den drei Relevanzkategorien, die für die Psychologie (von HOLZKAMP (1972, p.9ff.) bei HABERMAS aufgegriffen und in die Metatheorie der Psychologie übertragen) als bedeutsam angesetzt werden, sind bisher nur die technische und die gesellschaftliche Relevanz differenzierter diskutiert worden. Die humane oder anthropologische Relevanz ist weitgehend ein weißer Fleck geblieben. Das liegt nicht nur an der notorischen Anthropologieschwäche des Marxismus, sondern eben auch an der Wertungsfurcht der nicht-marxistischen Psychologien; da sie intuitiv durchaus bemerken, daß eine Abschottung von Metabasis-Wertungen und Wertungen im Objektbereich

nicht möglich ist, verzichten sie lieber auf eine Konzipierung der humanen Relevanz (im Bereich der Metatheorie) als auf die Dauer gezwungen zu werden, Wertungen auch im Objektbereich explizit zuzulassen und zu begründen. Auf diese Weise ist es dazu gekommen, daß auch jene Wissenschaft, die innerhalb des Disziplinenkanons als erste und zentrale für die Konzeptualisierung der humanen Relevanz von Wissenschaft und Forschung zuständig wäre, die Psychologie, keine auch nur ansatzweise befriedigende Vorstellung von den Zielen und Funktionen der Psychologie für die (onto- und eventuell auch phylogenetische) Entwicklung des Menschen erarbeitet hat. Daran ändert auch die implizite Wertungsdynamik der Deskription menschlicher Bedürfnisse oder der subjektiv-individuellen Präskription der Wissenschaftler bei der Explikation psychologischer Konstrukte nichts Grundsätzliches. Denn es fehlt dieser impliziten Wertungsdynamik eben an der explizit argumentierenden Legitimierung und damit an einer begründeten expliziten Grundstruktur der Generierung human relevanter Forschung/Wissenschaft. Das schließt nicht aus, daß psychologische Forschung in einzelnen Fällen und Bereichen quasi von selbst (d. h. vom methodischen Ansatz her) eindeutig humane, z. B. antiideologische Funktion hat; etwa dadurch, daß durch die deskriptive Erforschung der menschlichen Bedürfnisse gesellschaftliche Konventionen, Normen und Anforderungen, die diese Bedürfnisse vergewaltigen, desavouiert werden. Diese Funktion der Entkonventionalisierung hat Psychologie für jeden, der diese Wissenschaft studiert und wenigstens für den persönlichen Bereich der subjektiven Theorien bzw. Reflexionen die entsprechenden Wertungskonsequenzen nicht verdrängt. Aber es handelt sich wegen des Werturteilsfreiheits-Postulats dabei nicht um ein systematisches Vorgehen zur Gewinnung und Begründung von Zielbewertungen (auf der Objekt- sowie Metaebene). Vielmehr können solche impliziten Zielfestsetzungen/Bewertungen auch Manifestationen der normativen Kraft des Faktischen sein, d. h. einfach gesellschaftlich manifeste und determinierte Präskriptionen übernehmen, wie es z. B. teilweise für die Lernzieltaxonomien innerhalb der Pädagogischen Psychologie gilt. Außerdem können inhaltliche Ziele auch in den Gegenstandskonstitutionen methodologischer Konzeptionen stecken, wie es

* Diese Arbeit entstand im Rahmen eines Akademiestipendiums der VW-Stiftung.

z.B. für behavioristische Forschungskonzeptionen zutrifft und sich in den impliziten Zielen der verschiedenen Therapieformen in der klinischen Psychologie auswirkt. Gerade der Niedergang des behavioristischen Paradigmas hat dazu geführt, daß man sich allenthalben der Notwendigkeit einer Zielexplication und -begründung auf der Objektebene, z.B. der Lernziele innerhalb der Pädagogischen Psychologie oder der Therapieziele in der Klinischen Psychologie sowie der Forschungsziele auf der metatheoretischen Ebene bewußt wird. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt aber muß man das Fazit ziehen, daß die Psychologie keine expliziten Entwürfe von zukünftigen (positiven) Entwicklungsmöglichkeiten vorlegt und (metatheoretisch) als regulative Zielideen psychologischer Forschung begründet hat. Die vorliegende Arbeit versucht, diesen Mangel durch den Entwurf zweier aufeinander bezogener Zielideen, nämlich eines Utopie- und Moralprinzips, zu überwinden.

Gerade im Gegensatz zum Werturteils-Freiheits-Postulat besteht das Vorgehen dabei in einer expliziten Verbindung von Meta- und Objektebene: über die präzisierende Explication metatheoretischer Präskriptionen werden auch auf objekttheoretischer Ebene Bereiche (präskriptiv) ausgezeichnet, die als Realisationsmöglichkeiten einer konstruktiv humanen (bzw. als solchen intendierten) Psychologie gelten können. Dabei soll das Utopieprinzip über die zentrale Zielidee der 'polaren Integration' einen Weg zur Generierung psychologischer Konstrukte aufweisen, die als positive (faszinierende) Möglichkeiten für die Entwicklung des Menschen anzusehen sind. Obwohl das Utopieprinzip die Festlegung auf inhaltlich-konkrete Glücksvorstellungen vermeidet, ist der positiven (auch lediglich formalen) Auszeichnung von Entwicklungszielen immer die Gefahr des inhumanen Dogmatismus inhärent. Als Gegengewicht dazu schließt das Moralprinzip über die zentrale Zielidee der 'Selbstanwendung' potentiell (und natürlich de facto) inhumane, d.h. unnötig leiderzeugende, Forschung aus. Die beiden Zielideen sind daher insofern aufeinander bezogen, als sie erst zusammen eine 'polare Integration' entsprechend dem Utopieprinzip darstellen und dadurch auch den Anspruch der 'Selbstanwendung' nach dem Moralprinzip erfüllen; nur als kombinierte Zielideen entsprechen sie also auf der nächsthöheren Metaebene wiederum den in ihnen postulierten Präskriptionen, und sie sollten daher auch nur als Kombination verstanden und bewertet werden.

2. Entwurf eines Utopieprinzips zur Generierung psychologischer Konstrukte

2.1. Das Utopie-Konzept und sein instrumentelles Potential

Natürlich gibt es auch in der bisherigen Psychologie schon bestimmte Entwürfe von Entwicklungszielen, z.B. im Rahmen psychologischer Therapiekonzepte (vgl. ELLIS, 1967; ROGERS, 1964) oder in der Manifestation einer literarischen Utopie wie 'Walden II' von SKINNER (1948). Beide Versionen aber erfüllen nicht die Anforderungen, die mit einer dezidierten Überwindung des Werturteils-Freiheits-Postulats verbunden sind: bei der Explication von Therapiezielen handelt es sich praktisch durchwegs um inhaltliche Merkmale auf der Objektebene, die der Klient für sein Selbstbild übernehmen soll. Es fehlt ihnen nicht nur eine explizite Wertungs- oder Ziel-Rechtfertigung, sondern bei Erreichen dieses inhaltlich bestimmten Menschenbildes ist die Utopie auch erschöpft; d.h., es liegt der Bestimmung der Menschenbildannahmen kein metatheoretisches utopisches Prinzip zugrunde, das bei Erreichen bestimmter Menschenbilder immer wieder eine Generierung neuer utopischer Entwicklungsziele ermöglicht. Das gleiche gilt auch für die Utopie-Explication von SKINNER: hier ist die konkrete (behavioristische Lern-)Theorie bereits vorgegeben, deren implizite Wertungen und Menschenbildannahmen nachträglich expliziert und in der Form einer literarischen Utopie verteidigt werden. Abgesehen davon, daß die Wertungs-Perspektive in einen (quasi-)literarischen Raum externalisiert wird, widerspricht besonders die defensive Argumentationsperspektive einer expliziten Einbeziehung von Wertungs- und Zieldimensionen in die sozialwissenschaftliche Psychologie: denn dabei geht es nicht um die nachträgliche Explication von Menschenbildannahmen, die in unabhängig von solchen Zieldimensionen entwickelten Theorien enthalten sind, sondern darum, daß die Entwicklung von Theorien durch den Rahmen utopisch-faszinierender Menschenbildannahmen geleitet wird. Das angestrebte Utopie-Prinzip soll also diese Rahmensteuerung der Genese von Theorien durch faszinierende zukünftige Entwicklungsziele für das menschliche Subjekt leisten und außerdem diese Steuerung auch immer wieder, selbst nachdem bestimmte (Teil-)Ziele verwirklicht sind, ermöglichen.

Das Werturteilsfreiheits-Postulat hat die Psychologie auf objekt- wie metatheoretischer Ebene um die Entwicklung von in diesem Sinn utopischen Entwürfen gebracht. Die Kraftlosigkeit der Psychologie in bezug auf utopische Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen öffnet aber den Raum für eine rein oder überwiegend gesellschaftliche Determination utopischer Entwürfe, die ja nicht eo ipso das Glück des einzelnen umfassen müssen. Das Glück des einzelnen (zur Explication s.u. 2.2.) gegen das potentielle Glück aller zu verteidigen bzw. zu sichern, ist Aufgabe der Utopiedynamik einer human relevanten Psychologie.

Utopie hat dabei einen eindeutig positiven Wertungscharakter; sie beinhaltet die Irrealität als Noch-Nicht-Realität eines Modellentwurfs zukünftiger Entwicklungsmöglichkeiten, nicht aber – wie in der Alltagssprache – die Abwertung dieser Irrealität als unrealistisch, d.h. als nicht verwirklichtbar. Utopie integriert zwei gegensätzliche Pole: Destruktion und Potentialität. Sie negiert (und destruiert damit) gegenwärtige Wirklichkeit, wo diese «die Negation einer möglichen besseren» Welt ist (NEUSÜSS, 1972, p.33); sie hält damit die Potentialität der Entwicklungsmöglichkeiten von Realität offen, besonders gegenüber ideologisch konvergenten Denkdeterminationen. Utopische Konzepte sind ein nur über Destruktion (z.B. von Ideologie bzw. manifest inhumaner Realität) erreichbares «Frei-Denken von sozialen Wirklichkeits- und Rechtfertigungsdeterminanten hin zur Potentialität konkurrierender Wirklichkeitsentwürfe» (GROEBEN, 1974, p.69). Da die Wirklichkeit der Psychologie zu allererst das menschliche Individuum ist, beziehen sich utopische Wirklichkeitsentwürfe der Psychologie für mich vor allem auf die Entwicklungsmöglichkeiten des menschlichen Individuums. Und Wirklichkeitsentwürfe sind nicht erst bei der Anwendung psychologischer Theorien in Handlungs- oder Veränderungsstrategien z.B. unter dem Zielaspekt in der Arbeits- und Freizeitpsychologie, in der Klinischen und Pädagogischen Psychologie thematisch, sondern immer auch schon in dem Menschenbild qua Gegenstandsverständnis der Forschungsprobleme und damit in den psychologisch erklärenden Konstrukten impliziert; das bedeutet, daß schon solche explikativen Konstrukte innerhalb allgemein-, differential-, sozialpsychologischer usw. Forschungsperspektiven eine utopische Dimension aufweisen müssen, – die gleichzeitig die Explication und Manifestation (des Konzepts) der humanen Relevanz psychologischer Forschung darstellen.

Konstrukte, die solche Anforderungen erfüllen, können nun aber dem 'myth of simplicity' (BUNGE, 1963), wie er in der Methodologie häufig für Konstruktexplikationen aufrechterhalten wird, nicht mehr entsprechen: es kann dann nicht mehr darauf ankommen, z.B. offene Konstrukte (mit einem über den empirischen Indikator der operationalen Definition hinausgehenden 'surplus meaning') möglichst schnell zu 'schließen',

so daß das geschlossene Konstrukt (SCHNEEWIND, 1969) dann völlig durch die operationale Indikatordefinition erschöpft wird. Denn solche als optimal angesetzte Entwicklung von Konstrukten im Laufe der Forschung führt notwendig zu möglichst einfachen (im Sinne möglichst niedrigkomplexer) Konstruktexplikationen. Die Verwirklichung von utopischen Dimensionen mit der Polarität von Destruktion und Potentialität in psychologischen Konstrukten aber erfordert unumgänglich das Zulassen, ja das Anstreben von großer Konstruktkomplexität. Die 'Offenheit' eines Konstrukts, sein 'surplus meaning' gegenüber derzeit vorhandenen Wirklichkeiten (und damit Validitäten) wird geradezu ein Anzeichen für die Tiefe und Reife einer sozialwissenschaftlich-psychologischen Theorie (im Sinne der 'mature science' nach BUNGE). Daran aber schließt sich eines der Hauptprobleme für die Explication utopischer Dimensionen in psychologischen Konstrukten an: nämlich wie die Komplexität inhaltlich so zu strukturieren ist, daß in der Tat die durch das Utopiekonzept angestrebte Potentialität (menschlicher Entwicklung) realisiert, d.h. offengehalten wird. Denn der gewichtigste Einwand gegen utopische Menschenbildannahmen in der Psychologie (auf der Meta-Meta-Ebene) ist unvermeidbar, daß solche Utopien selbst als erste zu einer Zerstörung der Potentialität von Entwicklungsmöglichkeiten führen (können). Die konvergente Realisierungsdynamik inhaltlich utopischer Menschenbildentwürfe steht (wie aus der Geschichte bekannt) unablässig in der Gefahr, selbst aus dem Gefühl des Wahrheits- und Glücksbesitzes für den Menschen heraus extrem dogmatisch, antiutopisch zu werden (von der mittelalterlichen Inquisition bis zum heutigen Vulgärmarxismus). Auf solche historischen Erfahrungen ist m.E. die Abstinenz von expliziten Menschenbildannahmen und letztlich das Werturteilsfreiheits-Postulat zurückzuführen. Doch ist, wie oben gezeigt, durch Abstinenz das Problem nicht zu lösen, sondern es wird nur resignativ anderen (potentiell noch weniger rationalen Instanzen als der Wissenschaft) überlassen. Es gilt, die Offenheit der utopischen Dimensionen durch den Rückgriff auf möglichst offene Entwicklungsmodelle des Menschen und eine möglichst explizite, begründete und kritisierbare Struktur der Legitimation von Wertung qua Utopiekonstruktion zu sichern. Das soll die Grund-

struktur des Vorgehens zur Generierung psychologischer Konstrukte mit Utopiedimensionen leisten: den Rückgriff auf die Realität in der Überwindung suboptimal humaner Wirklichkeit (Destruktionsaspekt) mit einer nicht-dogmatischen Konstruktion von Entwicklungsmöglichkeiten (Potentialitätsaspekt) verbinden. Dies ist sicherlich nur möglich, wenn man nicht auf inhaltlich festgeschriebene Explikationen von menschlichem «Glück» zurückgreift, sondern auf möglichst offene Entwicklungsmodelle inhaltlich vielfältiger, flexibler Glücksvorstellungen (s.u.).

Die Grundstruktur zur Generierung psychologischer Konstrukte mit Utopiedimensionen nenne ich das *Utopieprinzip* (für die Explikation psychologischer Konstrukte). Zusammenfassend lassen sich für den Entwurf des Utopieprinzips folgende Ausgangspunkte bzw. Anforderungen festhalten:

- die humane Relevanz der Psychologie (Wissenschaft/Forschung) manifestiert sich in den utopischen Menschenbildannahmen psychologischer Konstrukte, d.h. konstruktiven Entwürfen für die Entwicklungsmöglichkeiten des menschlichen Individuums;
- die utopischen Dimensionen psychologischer Konstrukte verbinden die Negation suboptimal humaner Realität (Destruktionsaspekt) mit inhaltlichen und trotzdem möglichst offenen konstruktiven Auszeichnungen von menschlichen Entwicklungsmöglichkeiten (Potentialitätsaspekt);
- die in diesen Dimensionen enthaltenen Wertungen (z.B. von Humanität) sind in expliziter Argumentationsstruktur herauszuarbeiten und zu begründen; die Gefahr einer antiutopischen dogmatischen Realisierungskonvergenz der Konstruktion von Entwicklungsrichtungen ist durch den Rekurs auf offene Glückmodelle zu vermeiden;
- die mit Hilfe des so zu explizierenden Utopieprinzips generierbaren Konstrukte widersprechen dem Werturteilsfreiheits-Postulat und dem «myth of simplicity» – und sie sollen es; gegen dieses naive und unrealistische Selbstbild der Wissenschaft werden mit dem Utopieprinzip hochkomplexe und gemischt deskriptiv-präskriptive psychologische Konstrukte angezielt.

2.2. Struktur des Utopieprinzips: Entwicklung am Beispiel des Kreativitäts-Konstrukts

Von der intuitiven Einschätzung her müßte die Kreativitätspsychologie am ehesten geeignet sein, dieses angestrebte Utopieprinzip schon jetzt in der Konstruktextplikation zumindest ansatzweise zu zeigen oder so weit zu enthalten, daß es an diesem Beispiel rekonstruierbar ist. Denn der «Gegenstand» Kreativität sollte derjenige sein,

der selbst permanent Utopien generiert und selbst als regulative Zielvorstellung eine andauernde Utopie für die Entwicklung des einzelnen Individuums darstellt. Die Hoffnung, am Konstrukt Kreativität Strukturzüge eines Utopieprinzips herausarbeiten zu können, geht daher von der Annahme aus, daß sich die Merkmalsräume des Gegenstandes Kreativität gegenüber den restriktiven Dynamiken wissenschaftstheoretischer Regeln (in bezug auf Werturteilsfreiheit und Komplexitätsminimierung) durchsetzen und die utopische Kraft des Gegenstandes sich auf diese Weise auch in der entsprechenden Konstruktextplikation manifestiert. Anzeichen für die Berechtigung dieser Hoffnung sind m.E. in der erheblichen Komplexität des Kreativitätskonstrukts und in dem relativ deutlich wertenden Gebrauch des Konstrukts zu sehen; die Wertungsimplikationen beziehen sich dabei sowohl auf die positive Bewertung des Phänomens Kreativität (z.B. innerhalb von Lernzielentwürfen usw.) als auch auf die Notwendigkeit, bei der Explikation und Anwendung des Konstrukts selbst Wertungen zu vollziehen (z.B. hinsichtlich des Produktkriteriums Neuheit bzw. Originalität; vgl. GROEBEN & SCHEELE, 1977, p.129f.).

Die Annahme der heuristischen Brauchbarkeit des Kreativitätskonstrukts für die Präzisierung des Utopieprinzips wird besonders gestützt dadurch, daß auch innerhalb des Kreativitätskonstrukts das oben für die Utopiekonzeption als konstituierend festgestellte Phänomen der Polarität wieder auftaucht. Die Vorstellung polarer Gegensätze und ihrer Verbindung ist – als kognitives wie als ontologisch behauptetes Prinzip – ein Konzept, das sich in allen historischen Entwicklungsstadien des menschlichen Reflektierens und Philosophierens wiederfindet, allerdings in stark variierender Bedeutungsfestlegung. Polarität soll hier in einem ersten Schritt aufgefaßt werden als das Konstatieren oder Konstituieren von Gegensätzen, Widersprüchen usw.; im zweiten Schritt aber bedeutet Polarität (als das ausschlaggebende konstitutive Element) ein Aufeinanderbeziehen der Gegensätze, das Zusammengehörigkeit postuliert. «Polare Gegensätze sind nicht kontradiktorische (ausschließende), sondern korrelative (zusammengehörige) Gegensätze (Entsprechungen) – in der Sprache des Logikers –; sie sind koexistent (zusammenbestehend) – in der Sprache der Ontologie.»

(WELLEK, 1966, p.49) In diesem Sinn sind Polaritäten auf allen drei Ebenen der Explikation des Kreativitätskonstrukts festzustellen: dem Produkt (Kriterien), dem Prozeß, der Person. Unter dem Produktaspekt stellen z.B. die beiden zentralen Kriterien (die beide als notwendige erfüllt sein müssen, um von Kreativität zu sprechen) zumindest in den extremen Ausprägungen Gegenläufigkeiten dar: extreme Neuheit transzendiert immer auch die vorgegebenen bisherigen Problemstellungen, kognitiven und pragmatischen Systeme und ist so, wenigstens für die vorhandenen Systeme, nicht (optimal) brauchbar; extreme Brauchbarkeit innerhalb gegebener Systeme perpetuiert deren konstitutive Funktionsmerkmale und schließt daher Neuheit tendenziell aus. Auch der Prozeßaspekt eröffnet mit dem 4-Stadienmodell (z.B. nach POINCARÉ: Präparation, Inkubation, Illumination, Verifikation) den Zugang zu gegenläufigen Merkmalen, die innerhalb des gesamten kreativen (Problemlösungs-)Prozesses verwirklicht sein sollten: wie z.B. Ungeduld und Beharrlichkeit, Ich-Beteiligung als auch Ich-Ferne (oszillierend notwendig zum Erreichen der Illumination nach der Inkubation). Es handelt sich bei diesen polaren Gegenläufigkeiten nun ersichtlich um Zustandsmerkmale, die auch in größerer zeitlicher Erstreckung, d.h. als relativ überdauernde Persönlichkeitsmerkmale konzeptualisiert werden können. Und im Bereich des Persönlichkeitsaspektes ist in der Tat das Phänomen der Polarität am intensivsten theoretisch und empirisch konstatiert worden. Wegen der polaren Synthese von gegensätzlichen bzw. gegenläufigen Persönlichkeitszügen erscheint der Kreative teilweise als geradezu «paradoxe Persönlichkeit» (McMULLAN, 1976). McMULLAN hat innerhalb einer Zwei-Faktor-Theorie der Kreativität die nach der bisherigen Forschung von ihm als zentral angesehenen 8 Polaritäten der kreativen Persönlichkeit zusammengestellt; er bildet dabei die paradoxe Polarität in der Formulierungsweise einer (zumindest partiellen oder impliziten) *contradictio in adjecto* ab:

1. Delayed closure: Verbindung der Offenheit, des Undogmatismus und der Bevorzugung von Komplexität mit der Fähigkeit zur Elaboration, zur Schließung unvollständiger oder partiell unstrukturierter Konzepte, Probleme usw.
2. Converging divergence: Fähigkeit, sowohl vertikal als auch horizontal zu denken, Interaktion von konvergie-

renden und divergierenden (sensu GUILFORD) Denkprozessen.

3. Mindless perception: die Fähigkeit, sich selbst (die eigene Geschichte und Vergangenheit) im Erleben des Moments, in der Wahrnehmung zu verlieren und gleichzeitig ein hochintellektuelles, strukturiertes Verstehen zu leisten. Der Durchbruch des Unbewußten (mindless awareness) ins Bewußte (mindful understanding).
4. Constructive discontent: die Synthese von kritisch-destruktiver Haltung (bis zur Anarchie) und der Fähigkeit zu konstruktiver Problemlösung. Kreativität ist der Mut zur Konstruktivität auf der Basis von Unzufriedenheit, ja Verzweiflung (MAY, 1975).
5. Detached involvement: Die Intensität des emotionalen Engagements (autonome Motivation) am Problem, der Fragestellung usw. führt nicht zu dogmatischer Geschlossenheit des Kognitionssystems, sondern wird korrigiert durch die Offenheit ermöglichende Distanziertheit, Objektivität, Gleichgültigkeit. Kreativität bedeutet die freie, ungebundene, überlegene Kognition in Integration mit der engagierten, bindenden Energie der ekstatisch intensiven Emotion: «It may well be that reason works best in the state of ecstasy» (MAY, 1975).
6. Disinterested selfishness: die Verbindung von starker Egozentrität mit intensiv altruistischer Haltung ist eine der widersprüchlichsten Synthesen des selbstaktualisierenden kreativen Individuums (MASLOW, 1968).
7. Confident humility: die Neuheit kreativer Problemsichten, -lösungen usw. ist kognitiv und emotional nur auf der Basis eines starken Selbstvertrauens oder Selbstbewußtseins zu erreichen und zu verteidigen, gleichzeitig aber ist die Fähigkeit zum Generieren von Neuem nur durch Selbstkritik und Selbstzweifel aufrechtzuerhalten. Kreativität bedeutet die Maximierung von Selbstvertrauen und Selbstzweifel: gleichzeitig und integriert!
8. Relaxed attention: der kreative Prozeß erfordert gleichermaßen Entspanntheit (für die Assoziationsflüssigkeit, Illuminationsphase usw.) als auch volle Konzentration auf die Problemstruktur, Lösungsmöglichkeit (und -ausarbeitung).

Das Beispiel der kreativen Persönlichkeitsmerkmale veranschaulicht die Polaritäts-Idee im Bereich des Psychischen als das Phänomen einer paradoxalen Integration: es gibt entgegengesetzte, gegenläufige Persönlichkeitszüge, die durch die kreative Persönlichkeit in paradox erscheinender Weise als zusammengehörig realisiert und damit integriert werden. Die Entgegensetzung, die darin besteht, daß normalerweise bei der Steigerung des einen Pols der andere minimiert wird, wird aufgehoben in eine Gleichläufigkeit, insofern als beide polaren Persönlichkeitszüge gesteigert werden (können). Innerhalb der (alltagsprachlichen) Veranschaulichung von Psychischem durch das Volumenmodell gesprochen: die Entgegensetzung der polaren Persönlichkeitszüge manifestiert sich in deren Divergenzdy-

namik; bei der paradoxalen Integration der kreativen Persönlichkeit wird diese Divergenz maximiert, ohne daß die Person sozusagen «auseinanderbricht», die Pole werden als zusammengehörig (und damit gleichsinnig steigerbar) gehalten (eben integriert). Die utopische Struktur dieser paradoxalen Integration kommt deutlich heraus, wenn man die Struktur der einzelnen Daten, auf denen die oben angeführte Zusammenstellung basiert, näher anschaut; als paradigmatisches Beispiel sehe ich die Ergebnisse von BARRON (1967) hinsichtlich der Psychopathologie- und Ich-Stärke-Werte von Schriftstellern an.

BARRON stellte (u. a. in Überprüfung der Neurothese der Kreativität) fest, daß Schriftsteller (Untersuchung an 56 lebenden, bekannten amerikanischen Literaten) in der Tat in den oberen 15% der Population in allen Psychopathologie-Maßen des MMPI liegen (von daher gesehen also z. B. im Vergleich zur Normalpopulation mit überdurchschnittlich starken Ängsten belastet sind); gleichzeitig aber stellte er einen ebenfalls sehr hohen Wert auf der Ich-Stärke-Skala des MMPI fest. Dieser positive Zusammenhang ist genau das Gegenteil der in den historisch-räumlich vergleichbaren Untersuchungen an Stichproben aus der Normalpopulation ermittelten negativen Korrelation zwischen diesen Untertest-Klassen (Korrelationskoeffizienten zwischen -0.5 und -0.6).

Dieses Datenbeispiel macht die Binnenstruktur der paradoxalen Integration relativ konkret faßbar: die Gegenläufigkeit der Persönlichkeitszüge besteht in bezug auf die derzeitige (historisch-räumlich eingrenzbare) empirische Situation (der «normalen» Population) und manifestiert sich in dem negativen Zusammenhang; der potentielle Soll-Zustand (einer möglichen oder schon teilweise eingetretenen Entwicklung) besteht in der Umpolung des negativen in einen positiven Zusammenhang. In dieser Überführung der Gegenläufigkeit in eine Gleichläufigkeit kommt die Integration zum Ausdruck; das Paradoxale der Integration bestimmt sich durch den Rückgriff auf die empirisch vorliegende Gegenläufigkeit. Die Formulierung des Aushaltens von Divergenzen, der paradoxalen Person geht also vom Ist-Zustand aus; die Rede von der Integration von Polen (von Polarität allgemein also) akzentuiert den (zukünftigen) Soll-Zustand. Die vom Ist-Zustand gesehen paradoxale Integration

von polaren Merkmalen (im oben genannten Beispiel im Sinne von «traits»; vgl. zur trait-state-Problematik unten 2.3.) ist in Richtung auf den zukünftigen Soll-Zustand gesehen die utopische Integration; dies legitimiert noch einmal die Heranziehung des Kreativitäts-Konstrukts als heuristisch-paradigmatisches Beispiel für die Entwicklung des Utopieprinzips: denn jede Utopie ist vom zu transzendierenden Ist-Zustand aus gesehen paradox! An dieser Stelle läßt sich nun eine erste (noch unvollständige) Formulierung des Utopieprinzips zusammenfassend angeben:

Man stellt ein (hochkomplexes) utopisches psychologisches Konstrukt auf, indem man (zumindest) von zwei psychologischen Merkmalen ausgeht, die in der vorliegenden historisch-räumlich eingrenzenden Situation gegenläufig sind (empirisch gesicherter negativer Zusammenhang), und diese in dem Konstrukt als polar zusammengehörig postuliert (Überführung in einen positiven Zusammenhang).

Selbstverständlich müssen auch solche hochkomplexen, potentiell utopie-dynamischen psychologischen Konstrukte validiert werden; bei einem utopiedynamischen Konstrukt bedeutet Validierung, da es sich ja um potentielle Möglichkeiten des Menschen handelt, natürlich auch einen Akt konstruktiver Realisierung. Damit ist zweierlei angesprochen: erstens muß die Validierung überprüfen, ob die entwickelte Polarität in der Tat eine «Möglichkeit» für den Menschen im oben explizierten Sinn von Utopie ist, d. h. nicht unrealistisch ist, also der Metanorm «Sollen impliziert Können» entspricht (vgl. GROEBEN & SCHEELE, 1977, p. 167 ff.). Dabei ist allerdings das «Können» nicht als statische, unveränderbare Disposition bzw. Grenze aufzufassen. Es ist durchaus mit der Metanorm vereinbar, wenn zunächst versucht wird, die Grenzen des «Könnens» so weit als möglich hinauszuschieben; wenn man sich immer nur auf die zu einem bestimmten Zeitpunkt bestehenden Könnens-Grenzen beschränken würde, wäre eine utopische Veränderungsdynamik gar nicht möglich, der Sinn des Utopieprinzips also völlig aufgegeben. Die Metanorm «Sollen impliziert Können» muß daher als eine Norm mit Rückkoppelungsschleifen nach Veränderungsversuchen der «Könnens»-Grenze aufgefaßt werden: erst wenn diese Grenze mehreren qualifizierten Erweiterungsversuchen widerstanden hat, ist eine jeweilige utopische Entwicklungsmöglichkeit für das menschliche Individuum als unrealistisch aufzugeben. Dabei ist die

Reichweite der Veränderungsversuche prinzipiell nicht zu beschränken: wenn nötig sind hier natürlich auch gesellschaftliche, ökonomische usw. Rahmenbedingungen miteinzubeziehen. Das Beispiel zeigt, daß für konkrete Forschung durch die Unterscheidung von verwirklichtbaren vs. unverwirklichtbaren Utopien (vgl. BRANDTSTÄDTER, 1980, p. 2 f.) noch eine Fülle von theoretischen und (methodischen) Problemen offensteht. Grundsätzlich kann aber immer von einer verwirklichtbaren Utopie ausgegangen werden, wenn die Erreichung eines bestimmten Entwicklungsziels für eine bestimmte (Sub-)Population von Subjekten bereits gesichert werden kann. Für das Beispiel der kreativen Polarität von Angstintensität und Ich-Stärke ist das durch die Untergruppe der Literaten bereits nachgewiesen.

Zum zweiten bedeutet dann wissenschaftliche Forschung immer auch den Versuch, diese utopischen Möglichkeiten des Menschen durch die Forschung selbst – und natürlich deren Anwendung – zu Wirklichkeit werden zu lassen; durch Einbettung eines solchen utopiedynamischen Konstrukts innerhalb des nomologischen Netzwerkes werden die Rahmen- und Randbedingungen für die Entwicklung der Polarität in der Realität festgestellt (validiert).

Bei Konstrukten, die zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen bezeichnen, bedeutet das im Extremfall: die Rahmen- und Randbedingungen für diese mögliche Entwicklung (d. h. für das Auftreten des utopischen Konstrukts) werden zunächst theoretisch abgeleitet, sodann in der Realität aufgesucht bzw. hergestellt, so daß der angezielte Entwicklungszustand eintreten kann. Wenn es sich entsprechend der Utopie-Dynamik dieser Konstrukte um neue (z. B. noch nicht erforschte) Antezedenzbedingungen handelt, dann bedeutet eine Validierung dieser nomologischen Netzwerk-Annahmen auch immer schon eine Veränderung der Realität (qua Herstellung von bestimmten, bislang u. U. noch nicht existenten Bedingungen bzw. Bedingungskonstellationen). Hier wird deutlich, daß die Aufhebung der Werturteils-Freiheit sich ganz konkret bis in den unmittelbaren Forschungsprozeß und dessen Methodologie hinein auswirkt: was in der klassischen Methodologie als untolerabler Fehler gilt, nämlich durch den Forschungsprozeß den Gegenstand zu verändern, ist unter der Zielführung des Utopieprinzips zulässig, ja

im Prinzip sogar von Vorteil: indem Forschung selbst den erforschten «Gegenstand» (Mensch) entwickelt.

Methodologische Zwischenbemerkung

Bei der Explikation des Utopieprinzips war von Zusammenhängen zwischen psychologischen Merkmalen die Rede, bei dem Beispiel bestimmter Merkmale von Literaten (BARRON) von Korrelationen. Dahinter verbirgt sich ein grundsätzliches methodologisches Problem: die vom Utopieprinzip gemeinten Zusammenhänge sind solche, die innerhalb eines theoretischen Erklärungsansatzes mit der Behauptung von Realitätsgeltung angesetzt werden, d. h., für die eine im weiteren Sinn als kausal verstandene Gesetzmäßigkeit angenommen wird. BRANDTSTÄDTER nennt (1980, p. 3 ff.) solche Zusammenhänge «funktionelle Korrelation», die penibel von der statistischen Korrelation zu trennen ist: denn die funktionelle Korrelation impliziert eine statistische, nicht aber die statistische eine funktionelle (1980, p. 5). Wichtig ist gerade die Genese der statistischen Korrelation; wird eine funktionelle Korrelation behauptet, so müssen dafür allgemein-, differential-, entwicklungs- bzw. sozialpsychologische Gesetzmäßigkeiten ausgearbeitet und angeführt werden. Es ist klar, daß sich das Utopieprinzip zur Generierung psychologischer Konstrukte auf diese theoretische Erklärungs-Ebene der Behauptung funktioneller Zusammenhänge bezieht.

Daraus folgt u. a., daß sich diese Zusammenhänge auf der statistischen Ebene in vielfacher Weise manifestieren können, die Abbildung mithilfe eines Korrelationskoeffizienten (wie im oben angeführten Beispiel aus der Kreativitätspsychologie) ist nur eine Möglichkeit. Dabei bedeutet der negative Korrelationskoeffizient der Ausgangslage ganz konkret ja zunächst einfach nur, daß Individuen mit der Konjunktion der Merkmale «Angst» und «Ich-Stärke» selten vorkommen; die Umpolung zur positiven Korrelation heißt dann, daß diese Kombination häufiger vorkommt. Damit wird aus einer seltenen Außenseiterrolle eine allgemeine, übliche. An dieser Stelle zeigt sich, wie wichtig die Unterscheidung von funktioneller und statistischer Korrelation ist: würde man nämlich die statistische mit der funktionellen identifizieren, so müßte hier die Konsequenz gezogen werden: daß man mit der Eliminierung der Außenseiterrolle auch noch die wenigen Kreativen aus der Welt schafft. Unter dem Aspekt der Trennung von funktionellem Zusammenhang (auf theoretischer Erklärungsebene) und statistischer Korrelation aber ist diese Gefahr nicht gegeben: wenn die Kreativität (funktionell) durch die polare Integration von Angst und Ich-Stärke (mit-)bedingt ist, dann wird durch eine häufigere Kombination dieser Merkmale Kreativität nicht seltener, sondern häufiger (im Extremfall allgemein verbreitet).

Damit aber kommt konsequenterweise eine weitere Manifestationsmöglichkeit auf statistischer Ebene für diesen funktionellen Zusammenhang in den Blick: wenn alle Individuen eine gleichsinnige (nicht gegenläufige) Maximierung der beiden thematischen Merkmale aufweisen, wird ein Korrelationskoeffizient im Extremfall gar nicht mehr berechenbar. Denn das absolute Optimum liegt beim Utopieprinzip (nicht wie z. B. bei Gesetzmäßigkeiten wie der inversen U-Funktion in der Mitte, sondern) im obersten rechten Teil des oberen rechten Quadranten (Abb. 1):

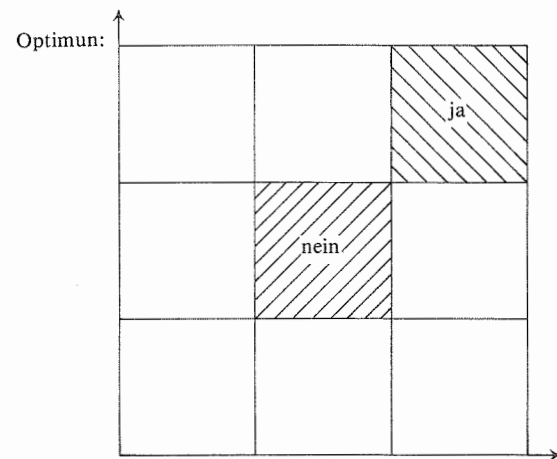


Abb. 1

Daraus folgt, daß sich eine vollständige Verwirklichung eines utopischen Konstrukts bei allen Individuen z. B. durch die Minimierung von Varianz manifestieren kann, wie es auch für Konzepte des zielerreichenden Lernens gilt (vgl. TREIBER et al., 1976).

Die Varianzminimierung erscheint mir aber in der Tat nur eine Manifestation für das optimale Endstadium der Überführung von einem negativen (funktionellen) Zusammenhang von Merkmalen zu einem positiven. Für weniger optimale Stadien dieses Umschlags ist sicherlich der Korrelationskoeffizient als Manifestation auf statistischer Ebene näherliegend. Die damit implizierten statistisch-methodologischen Probleme lassen sich m. E. durch Rückgriff auf die Trennung von funktionellem und statistischem Zusammenhang theoriegeleitet lösen, z. B. in bezug auf das Problem der Populationsabhängigkeit der Korrelation: unter diesem Aspekt kann die negative Korrelation der Gesamtpopulation bekanntlich ein Artefakt der Stichprobenheterogenität sein. Diese Artefakt-Gefahr läßt sich vermeiden, wenn man die Populationsabhängigkeit explizit in die Generierung der Zusammenhangsbehauptungen auf theoretischer Erklärungsebene mit hineinnimmt. D. h., es sind theoriegeleitet verschiedene Populationen zu behaupten, z. B. in Entgegensetzung zu den Literaturen als «utopischen» Menschen eine Population «ideologischer» Individuen. Dafür kämen bei dem oben diskutierten Kreativitätsproblem z. B. Individuen mit einer Desintegration von Kognition und Emotion bzw. Kognition/Emotion und Handeln infrage, also neurotische Personen (vgl. zu dieser Gegensetzung von Kreativität und Neurose KUBIE, 1966). Das Umschlagen von der negativen zur positiven Korrelation wäre dann zwischen dieser «ideologischen» und «utopischen» Population zu postulieren (vgl. zum Realitätsgehalt ULMANN, 1968, p. 39ff.).

Sicherlich gibt es außer den genannten Möglichkeiten noch weitere Manifestationsversionen auf statistischer Ebene; diese hier zu diskutieren, ist nicht das Ziel dieser Arbeit. Ein Aspekt soll aber noch benannt werden: es wird beim Utopieprinzip immer von der Kombination zweier Merkmale ausgegangen. Nun könnte man natürlich einwenden, daß schon aus Ökonomiegründen multivariate Kombinationen sinnvol-

ler seien. Ich bin mir hier nicht ganz schlüssig; zumindest halte ich es aber für denkbar, daß unter dem Aspekt der Realisierbarkeit das Beharren auf nur bivariater Kombination gerechtfertigt ist (der Mensch kann normalerweise nicht alles auf einmal ändern, s. o. «Sollen impliziert Können»). Damit ist die Einbeziehung weiterer Merkmalsdimensionen ja keineswegs ausgeschlossen, sie müßten nur als Kombinationen höherer Ordnung integriert werden. Dadurch ist auch die Offenheit des Utopieprinzips, d. h. die permanente Generierung neuer utopischer Konstrukte auf der Grundlage schon erreichter Utopien, gesichert (s. u.).

Eine wichtige Dimension aber läßt die obige unvollständige Formulierung des Utopieprinzips noch offen: im Begriff der Utopie ist ja impliziert, daß es sich dabei um eine Verbesserung der Welt (hier die des menschlichen Individuums in seiner Entwicklung) handelt, um eine Entwicklungsmöglichkeit also nicht nur im Sinne der Veränderung, sondern auch im wertenden Sinne der Veränderung zum Besseren, und das heißt alltagssprachlich im menschlichen Bereich zu mehr – individuellem – Glück. Es ist nun nicht einsichtig und auch nicht begründbar, daß und wie durch die Integration von zwei bisher gegenläufigen Merkmalen zu zusammengehörigen, polaren die Entwicklung des Menschen zum «Besseren» sozusagen von selbst gesichert sein soll. Hier bedarf es weiterer Einschränkung im Sinne von Spezifizierung der Integrationsmöglichkeiten: durch eine solche Spezifizierung muß die Richtung des Entwicklungsfortschrittes festgelegt und gesichert sein. Auch hierzu bietet das oben angeführte Beispiel Ansatzpunkte: man wird sicher vom intuitiven Vorverständnis her das Merkmal Ich-Stärke als für die Erreichung menschlichen Glücks (glücklicher Entwicklung qua Selbstaktualisierung usw.) positiv bezeichnen; desgleichen erscheinen die emotionalen Angstbelastungen (wie sie sich in den Psychopathologie-Skalen manifestieren) als negativ in bezug auf «Glück». Die polare Synthese beider minimiert ihre Negativa und maximiert die Positiva; im einzelnen: das Merkmal der Ich-Stärke kann für sich allein – wie es für alle positiven Werte gilt – durch unbegrenzte Maximierung ins Negative umschlagen; bei Ich-Stärke z. B. durch den Übergang in (ungesteuerte) unrealistische Überheblichkeit, Egozentrismus, Durchsetzungsfähigkeit – im menschlichen Bereich manifestiert sich solche ungebremste maximierte Ich-Stärke häufig als «Sozialdarwinismus». Hier erfüllt die Synthese mit einem für sich allein «negativen»

Merkmal die ganz am Anfang für Polarität explizierte Strukturdimension der gegenseitigen Korrektur. Die Angstdimensionen wirken als Korrektiv bei der Maximierung der Ich-Stärke: sie verhindern deren Umkippen in den negativen Bereich. Noch wichtiger aber erscheint mir die Korrekturfunktion in der komplementären Richtung: von der Ich-Stärke zu den Angstdimensionen hin. Denn in dieser korrektiv-korrelativen Integration erhalten die Angstdimensionen auf einmal eine positive Funktion: sie ermöglichen eine (humane) Sensibilität des Eingehens auf, des nicht-angepaßten, aber trotzdem verstehenden Verhältnisses zur Umwelt (für das Individuum). Das für sich allein genommen negative Merkmal wird also in der utopisch-polaren Integration umgepolt zum Positiven, das für sich allein genommen positive Merkmal wird am Umkippen ins Negative gehindert. Die Struktur, die für die utopische Integration von Polaritäten die Richtung der Entwicklung zum Besseren ermöglicht, besteht also darin, daß ein für sich allein genommen positiver Pol mit einem für sich allein genommen negativen verbunden wird, so daß sie gegenseitig eine korrektive Funktion ausüben (d. h. der negative einen Umschlag ins Positive erfährt, der positive vor dem Umkippen ins Negative bewahrt wird).

Durch diese Strukturbestimmung kommt das Problem des «Glücks» bzw. der optimalen Entwicklung ins Blickfeld; in den bisherigen Formulierungen war dabei von einem alltagssprachlichen intuitiven Vorverständnis ausgegangen, das natürlich innerhalb eines wissenschaftlich-rationalen Begründungszusammenhanges ebenfalls wissenschaftlich präzisiert werden muß. Auch hier hat die Psychologie wegen ihrer Wertungsallergie bislang nicht viel anzubieten. Zumindest aber die Grundprobleme und der Ansatzpunkt erfolgversprechender Lösungsstrategien sind benennbar. Das Hauptproblem ist, daß eine Konkretisierung des Glückskonzepts durch Festlegung auf einen u. U. sogar abgeschlossenen Kanon von Bedürfnissen und dessen Erfüllung selbst unvermeidbar unutopisch, ja dogmatisch ist bzw. wirkt. Dies ist die wichtigste Einsicht aus der Diskussion des (englischen) Utilitarismus, der genau dieses Ziel zu erfüllen versucht hat (vgl. HÖFFE, 1975). Will man auch hier nicht in die Gefahr kommen, das Individuum zu vergewaltigen, dann muß man die Entscheidung für und die Ver-

wirklichung von bestimmten Bedürfnissen dem einzelnen überlassen; das aber heißt, daß das «Glück» nicht generell und gleichzeitig inhaltlich direkt intendierbar ist (HÖFFE, 1975, p. 190); gutes oder glückliches Leben ist nicht durch Merkmalsfestlegungen auf der Objektebene (von Bedürfnissen und deren Befriedigung) bestimmbar. Damit aber geht das Problem der Explikation menschlichen Glücks auf die höhere (Meta)Ebene einer «offenen Theorie optimaler Entwicklung» (BRANDTSTÄDTER, 1977) über; eine solche Theorie gibt auf der Metaebene, d. h. in Form einer intentio indirecta, die Voraussetzungen für eine optimale Selbstverwirklichung an, d. h. die Bedingungen der Möglichkeit für je individuelle Glücksverständnisse und -festlegungen. Diese indirekte Intention der Metaebene wird dem oben ausgeführten Verständnis von humaner Relevanz voll und ganz gerecht. BRANDTSTÄDTER (1977) hat auf der Grundlage kybernetischer Theorien adaptiver und selbstoptimierender Systeme als konstitutive Merkmale einer optimalen Entwicklung postuliert:

Selbständigkeit bei der Lösung von Anpassungskrisen; – Flexible Verhaltensprogrammierung; – «Internes Umweltmodell» von hoher prognostischer Validität; – Fortlaufende und differenzierte Effektkontrolle; – Geringe Determination der Wahrnehmung durch Einstellung und Antizipationen; usw.

Diese Merkmale sind selbst nicht als Festlegung von «Glück» auf der Objektebene zu verstehen, sondern als Bedingungen, die auf der Metaebene die «Bewegungsfreiheit» des «Individuums im weitesten, Denken und Handeln einschließenden, Sinne» herstellen (BRANDTSTÄDTER, 1979, p. 16); eine Bewegungsfreiheit, die dem Individuum eine optimal selbstbestimmte und die eigenen Bedürfnisse veridikal abbildende Festlegung des individuellen Glücks ermöglicht. Die Merkmale optimaler Entwicklung determinieren also nicht bestimmte inhaltliche Glücksvorstellungen, sondern können und sollen eine große Varianzbreite solcher individueller Festlegungen ermöglichen, indem sie lediglich «falsche», z. B. ideologische Bedürfnisse und Glücksvorstellungen verhindern. Daß dabei diese («Meta»)Merkmale einer optimalen Entwicklung selbst z. T. auch eine polare Integration aufweisen, ist unter der Perspektive des Utopieprinzips weder verwunderlich noch abzulehnen: so bedingt ein «internes Umweltmodell von hoher prognostischer

Validität» normalerweise eine relativ hohe Selektivität der Wahrnehmung und steht damit in einem polaren Verhältnis zum letzten Merkmal («geringe Determination der Wahrnehmung durch Einstellungen und Antizipationen»). Auf dem Hintergrund einer solchen wissenschaftlichen Explikation von optimaler Entwicklung kann man m.E. auch die oben hinsichtlich der Merkmale Angst vs. Ich-Stärke intuitiv angesetzten Bewertungen in wissenschaftlicher Begründung aufrechterhalten. Ich-Stärke ist sicherlich ein konstruktives Agens in Richtung auf «Effektkontrolle», Selbständigkeit bei der Lösung von Anpassungskrisen usw.; desgleichen verhindern Angstdimensionen normalerweise Flexibilität, determinieren (verzerrend) die Wahrnehmung über Einstellung und Antizipation usw., wirken also in bezug auf die regulativen Zielideen optimaler Entwicklung destruktiv. Natürlich müßten diese Bewertungen (wie auch die oben implizierten Behauptungen über den Umschlag bzw. das Umkippen der Merkmale in der Wertungsdimension) unter Heranziehung empirischer Ergebnisse der Forschung legitimiert werden; dies ist nach Aufgeben des Werturteilsfreiheit-Postulats grundsätzlich durchaus möglich durch die Anwendung der Ziel-Mittel-Analyse als Argumentationsverfahren zur Überprüfung deskriptiv-präskriptiver Satzsysteme: die Methodik solcher Analyse ist in GROEBEN & SCHEELE (1977, p. 127ff.) dargestellt. Diese Legitimationsnotwendigkeit, aber auch -fähigkeit erstreckt sich selbstverständlich auch auf die Beibehaltung oder Veränderung der hier zunächst einmal als legitimiert unterstellten Theorie der optimalen Entwicklung; an dieser Stelle ist unter systematischem Aspekt über die Ziel-Mittel-Analyse hinauszugehen in den Bereich der Grundwertlegitimation (vgl. GROEBEN & SCHEELE, 1977, p. 170ff.). Diese Legitimationsargumentationen sind als notwendig vorausgesetzt und impliziert, wenn ich als vorläufig vollständige Fassung des *Utopieprinzips* zusammenfassend formuliere:

Man stellt ein hochkomplexes utopisches Konstrukt (der Psychologie) auf, indem man (zumindest) von zwei psychologischen Merkmalen ausgeht, die in der vorliegenden historisch-räumlich eingrenzenden Situation gegenläufig sind (empirisch negativer Zusammenhang), und diese in dem Konstrukt als polar zusammengehörig postuliert (Überführung in positiven Zusammen-

hang); dabei soll ein Merkmal für sich genommen in bezug auf die Zielvorstellung einer optimalen (menschlich-individuellen) Entwicklung eine positive, das andere eine negative Funktion haben und beide sich durch die polare Integration korrelativ korrigieren, insofern als der ursprünglich negativ fungierende Pol eine positive Funktion erhält und das positive Merkmal vor dem Umkippen in eine negative Funktion bewahrt wird; auf der Grundlage dieser korrelativen Korrektur ist die angezielte optimale Entwicklung möglichst schnell und sicher zu erreichen, indem die beiden polaren Merkmale so weit maximiert werden, als der positive Zusammenhang dadurch nicht zerstört wird.

Diese Fassung des Utopieprinzips erliegt m.E. nicht den oben für utopische Entwürfe skizzierten Gefahren: durch den Rekurs auf das offene Modell optimaler Entwicklung vermeidet es auf der Objektebene die dogmatisierende Realisierungskonvergenz im Hinblick auf konkrete, direkt intendierte Glücksvorstellungen, wie sie für die meisten Heilslehren mit verheerenden, anti-utopischen Konsequenzen (vgl. Religions-Kriege usw.) symptomatisch ist. Außerdem überholt es sich auch nicht selbst: es ist offen, insofern als mit seiner Hilfe immer neue (auf die jeweilige historisch-räumliche Situation zurückbezogene) paradox-utopische Integrationen generierbar sind. Da in dieser Generierung innerhalb der Legitimierungsargumentation von deskriptiv-präskriptiv gemischten Satzsystemen konstitutiv der Rückgriff auf die empirische Realität als -kritisierte - Ausgangspunkt verankert ist, ergeben sich auch unter der Voraussetzung, daß die Veränderung der Realität in Richtung auf utopische Integrationen schon an bestimmten oder sogar mehreren Stellen gelungen ist, immer noch weitere Integrations- und d.h. Utopiemöglichkeiten; und da es sich bei dem Rückgriff um einen auf historisch-räumlich eingegrenzte Realität handelt, ist auch die Veränderung der Realität durch z.B. historisch-gesellschaftliche Entwicklungen und in Folge davon die Veränderung der Utopie-Polaritäten mit berücksichtigt. Das Utopieprinzip erfüllt also seine eigenen Anforderungen: es stellt selbst eine polare Integration dar, indem es die maximale Realitätsnähe (des Ausgangspunkts) mit der extremen Realitätstranszendenz (der paradox-utopischen Umpolung des empirischen Zusammenhangs) verbindet.

2.3. Die state-trait-Problematik

Die vorgelegte Explikation des Utopieprinzips thematisiert - zumindest in dem heuristisch als paradigmatisch angesetzten Kreativitätsbeispiel - vor allem Persönlichkeitszüge (traits im Sinne der differentiellen Psychologie); sie zieht damit unvermeidbar die Kritik der differentialpsychologischen «state-Theoretiker» auf sich. Nach diesen Situationstheoretikern gilt die transsituative Konsistenz von Verhalten höchstens für «unangepaßte, schwer gestörte, unreife Personen» (MISCHER, 1973, p. 258). Dies steht nun natürlich in diametralem Gegensatz zu dem durch das Utopieprinzip angezielten Persönlichkeitsbild einer optimalen Entwicklung. Es gilt also, sich der Frage zu stellen, ob sich das Utopieprinzip durch die Implikation von (situationsunabhängigen) Persönlichkeitszügen selbst (vor jeder Anwendung) aufhebt (im Sinne von unmöglich macht)!

Darauf läßt sich zunächst einmal mit einer Verteidigung der trait-Perspektive antworten: da das Utopieprinzip zur Generierung und Realisierung eines zukünftigen (faszinierenden) Menschenbildes gedacht ist, stehen naturgemäß als Merkmalsdimensionen des Menschenbildes traits im Vordergrund. Denn das Individuum setzt als Ziel für eigene potentielle Entwicklungen bzw. Persönlichkeitsveränderungen natürlich relativ zeitüberdauernde Veränderungen, also Persönlichkeitszüge, an. Und an einer solchen Frage- und Problemstellung ist auch dann berechtigterweise festzuhalten, wenn empirisch nachweisbar ist, daß Situationsunabhängigkeit dispositionaler traits nicht immer gegeben ist. Wie die Analyse von Forschungsprogrammen als Problemlöseprozesse unter dem non-statement view von Theorien ergeben hat, handelt es sich bei state-vs. trait-Forschungsprogrammen um verschiedene Problemdefinitionen, die wegen der «begrifflichen Art» ihres Annahenkerns nicht anhand empirischer Daten falsifizierbar sind (HERRMANN, 1976). Dispositionszentrierte Forschungsprogramme sind daher mit Daten aus state-Forschungsprogrammen nicht zurückweisbar, da sie Annahmen über Situations-Verhaltens-Zusammenhänge gar nicht in ihrem Annahenkern enthalten (müssen) (HERRMANN, 1976, p. 67). Es ist deshalb metatheoretisch völlig legitim, bei der Frage nach einem utopischen Menschenbild in der Psychologie eine dispositionsorientierte Pro-

blemperspektive zu setzen und anzuwenden. Auch die psychologisch theoretische Erklärung solcher unterschiedlicher Sichtweisen (Problemsetzungen) durch die Attributionstheorie führt nicht zu einer unauflösbaren Inkohärenz innerhalb des Utopieprinzips; nach Aufarbeitung entsprechender Untersuchungen kommen z.B. JONES & NISBETT (1971) hinsichtlich subjektiver Theorien zu der Konsequenz, daß die Beobachtungsperspektive des Interpretierenden für die Entscheidung zwischen state- und trait-Problemmensetzung ausschlaggebend ist: der Handelnde selbst attribuiert seine Handlungen auf situationale Umstände, während der nicht-handelnde Beobachter die gleichen Handlungen auf Persönlichkeitsdispositionen (des Akteurs) zurückführt; die Erklärung ist, daß sich für den Handelnden vor allem Informationen hinsichtlich situationaler Zustände, für den Beobachter aber vor allem Informationen über den Akteur als Figur vor dem Hintergrund der Situation abheben. Daß ein zukünftiges Menschenbild zunächst einmal aus der Position des (externen) Beobachters heraus konzeptualisiert und beschrieben wird, ist psychologisch sinnvoll; denn solange es noch nicht erreicht ist, fehlt dem jeweiligen Individuum die entsprechende Erfahrung qua Selbst-Erfahrung, es kann sie nur als erlebte oder gedachte Erfahrung anderer (oder eines zukünftigen Selbst) realisieren. Erst die Realisierung dieser Utopie durch das individuelle Subjekt kann die sozusagen interne Sichtweise des Akteurs selbst ermöglichen; aber auch dann erfüllt die dispositionsorientierte Konzeption durchaus noch eine utopiekompatible Funktion: indem durch die externe Beobachtungsperspektive die Polarität von maximaler Engagiertheit und Distanziertheit für und von eigene(n) Entwicklungsmöglichkeiten ermöglicht wird. Diese utopische Integration zeigt aber auch, daß auf die Dauer eine konstruktive Einbeziehung der state-Perspektive durchaus möglich und angezielt ist.

Der Versuch, die state-Perspektive konstruktiv einzubeziehen, kann zunächst einmal eine in Richtung auf den Situations- und damit Prozeßaspekt differenziertere Analyseperspektive verfolgen: in der Frage, wie die polaren Merkmale in der konkreten Situation, im konkreten Prozeß «gleichzeitig» realisiert werden. Dieser Frage hat sich auch McMULLAN mit seiner Zwei-Faktor-Theorie der Kreativität gestellt; zwei seiner Ant-

worten sind hier relevant: zum einen kann man die Einbeziehung der Situation durch Differenzierung qua Sequentialisierung konzipieren; die verschiedenen Pole werden dann für verschiedene Situationen nacheinander (sequentiell) aktualisiert; die polare Integration besteht in der strukturellen Fähigkeit zu beiden. Mit mehr Akzentuierung der Prozeß-, nicht der Situationsdimension arbeitet die Vorstellung der Oszillation (McMULLAN, 1976, p. 271 f.): innerhalb des Prozesses wird (gegebenenfalls sogar unabhängig von der Situationsstruktur) zwischen den beiden integrierten Polen hin und her geschwungen, oszilliert; hier kann eine extrem differenzierende Analyse u. U. sogar Interaktionseffekte von Prozeß- und Situationsvariablen konstituieren. Sequentielle Differenzierung und Oszillation sind sicherlich nur zwei Möglichkeiten der Einbeziehung von Situations- und Prozeßdimensionen (qua Sekundärannahmen, vgl. HERRMANN, 1976, p. 68) in ein dispositionsorientiertes Forschungsprogramm. Hinsichtlich der Formulierung von (utopischen) Menschenbildannahmen allerdings dürften solche Differenzierungen zu molekular sein; konstruktiv gewendet: die molare Formulierung von utopischen Menschenbildmerkmalen im Rahmen einer dispositionsorientierten trait-Perspektive (wie bei der Formulierung des Utopie-Prinzips geschehen) bedeutet bei Einbeziehung der mitgemeinten State- und Prozeßdimensionen die Realisierung der Polarität: Situationsunabhängigkeit bei gleichzeitiger Situationsangemessenheit.

Es läßt sich daher auf jeden Fall die Konsequenz ziehen, daß die state-trait-Problematik keineswegs zu einer internen Inkohärenz oder impliziten Aufhebung des Utopieprinzips führt, insofern als das Prinzip gegenüber der Realität in Verletzung der Metanorm «Sollen impliziert Können» unrealistisch wäre («utopisch» im pejorativ alltagssprachlichen Sinn). Es sind durchaus Verbindungen mit den verschiedensten Möglichkeiten der Einbeziehung von Situations- und Prozeßaspekten in die trait-Perspektive möglich; das bedeutet auch, daß sich das Utopieprinzip keineswegs nur auf psychologische Konstrukte beschränkt, die Merkmale qua traits im engeren Sinn enthalten. Vielmehr kann (und soll) es sich dabei auch um Merkmale handeln, die bereits eine Interaktion zwischen Situation bzw. Prozeß und Disposition usw. darstellen bzw. abbilden.

Als Beispiel für solche Pole sei kurz das Konstrukt der Neugiermotivation angeführt:

KRIEGER hat in einer kritisch-differenzierten Analyse der BERLYNESchen Neugiertheorie herausgearbeitet (1976), daß dieser Ansatz in sich widersprüchlich sei, insofern er zwei Komponenten enthalte: einmal die konvergente Neugier (Wißbegier) und zum anderen die divergente Neugier (Suche nach Reizvariation; KRIEGER, 1976, p. 104). Konvergente Wißbegier ist dabei im Sinne der Assimilation sensu PIAGET zu verstehen, d. h. als die Aufrechterhaltung, Anwendung und Durchsetzung der erlernten kognitiven Verarbeitungsmechanismen; die Suche nach Reizvariation ist die motivationale Voraussetzung für kognitive Akkomodationsleistungen, d. h. Anpassung der kognitiven Verarbeitungsmechanismen an und für die Realität. In bezug auf die Zielvorstellung einer optimalen Entwicklung ist die Suche nach Reizvariation für sich genommen sicherlich ein positives Charakteristikum, das allerdings bei unkorrigierter Intensivierung in unstrukturierte Umweltabhängigkeit und damit Negation selbstbestimmter Entwicklung umschlagen kann. Die konvergente Wißbegier als Anlaß zur Aktualisierung assimilierender Verarbeitungsmechanismen dagegen ist in der Maximierung für sich allein sicherlich negativ in bezug auf die notwendige Flexibilität, den Kognition-Umwelt-Austausch einer optimalen Entwicklung. Darin manifestiert sich der negative Zusammenhang zwischen konvergierenden und divergierenden kognitiv-motivationalen Prozessen, wie er auch durch die Dogmatismus- und Rigiditätsforschung immer wieder empirisch nachgewiesen werden konnte (vgl. ROGHMANN, 1965). KRIEGER zieht nun – in durchaus konsequenter Anwendung klassischer metatheoretischer Zielkriterien der Konstrukteexplikation – die Konsequenz, daß man das Neugierkonstrukt in die beiden genannten Unterkonstrukte ausdifferenzieren müsse; dies aber würde dem Neugierkonstrukt m. E. alle ihm inhärente Utopiedynamik rauben. Wenn man die beiden polaren Unterkonstrukte im Sinn der paradoxal-utopischen Integration gerade programmatisch verbindet, dann erhält die konvergente Wißbegier die Funktion, über die Sicherheit der gewußten Fähigkeiten kognitiver Verarbeitung von neuem Reizmaterial gerade die divergente Suche nach solchem Material zu ermöglichen. Gleichermaßen aber wird durch die Fähigkeit der assimilierenden Verarbeitungsstrategien diese Reizsuche am Umschlagen in eine ausschließlich außergeleitete Abhängigkeit (motivational gesprochen: rein eskapistischem Suchen nach Abwechslung bzw. Unterhaltung als Selbstzweck) gehindert. Das Neugierkonstrukt läßt sich also durchaus programmatisch in Form eines utopischen Konstrukts explizieren; die Realisierbarkeit dieser Utopie wird m. E. durch die (selten, aber eben bisweilen doch erfolgreichen) empirischen Untersuchungen zur autonomen Motivierung nachgewiesen. An dieser Stelle ist dabei vor allem bedeutsam, daß es sich bei beiden polaren Merkmalen oder Unterkonstrukten um Konzepte handelt, die bereits eine Interaktion von Individuum und Umwelt (einschließlich Prozeßaspekten) beinhalten. Das Beispiel berechtigt also m. E. zu der Konsequenz, daß die Anwendung des Utopieprinzips nicht nur auf die Generierung von Konstrukten beschränkt ist, die nur im engeren Sinn trait-Pole thematisieren.

Weitere Möglichkeiten der Einbeziehung situativer Aspekte (die hier nicht ausführlich dar-

gestellt werden können) bestehen z. B. in der Eingrenzung auf bestimmte Situationen, für die unter moralischen Gesichtspunkten die Realisierung eines bestimmten utopischen Konstrukts legitimierbar ist (vgl. z. B. für «Ironie» GROEBEN, 1978b, p. 25). Insgesamt wird man wegen der Ausrichtung des Utopieprinzips auf «offene» Glücksvorstellungen sagen können, daß es nicht wie manche inhaltlich festgelegten Utopieentwürfe unmoralischen Verzerrungen oder Handlungen den Weg ebnet. Allerdings ist es auch nicht selbst schon ein Garant für die Einhaltung ethischer Grenzen und Verantwortlichkeit in der Psychologie. Durch die realisierende Validierung potentieller, zukünftiger menschlicher Entwicklungsmöglichkeiten steht das Utopieprinzip grundsätzlich in der Gefahr, aufgrund der inhärenten certistischen Dynamik Tendenzen der Überwältigung des Forschungs «objekts» anheimzufallen oder zu erliegen. Um diesen Gefahren vorzubeugen, ist daher ein Korrektiv in Form eines Moralprinzips für psychologische Forschung notwendig und angemessen.

3. Explikation und Begründung des Moralprinzips

3.1. Widersprüchlichkeit und Selbstanwendung: Explikation des Prinzips

In der klassischen (Meta)Theorie der empirischen Wissenschaften wurden Methodologie und Logik wenn nicht miteinander identifiziert, so doch zumindest eng assoziiert gedacht (vgl. POPPERS «Logik der Forschung», 1969): methodologische Prinzipien folgten nach dieser Auffassung entweder direkt aus logischen Regeln, Prinzipien usw. oder waren doch zumindest dadurch legitimiert, daß sie nachgewiesenermaßen nicht zu Inkompatibilitäten mit logischen Normen führten. Dabei war außerdem im- oder explizit vorausgesetzt, daß z. B. Forschung usw. nur durch die Erfüllung bestimmter methodologischer Kriterien als wissenschaftliches Handeln ausgezeichnet war. Wissenschaftlichkeit wurde durch die Methodologie (die Logik der Forschung) definiert; daher war die Methodologie gegenüber allen anderen Aspekten (auch z. B. dem des Gegenstands) bei der Konstituierung wissenschaftlicher Disziplinen vorgeordnet. Diese Vorordnung der Me-

thodologie wurde immer wieder einmal für die Sozialwissenschaften als unzulänglich kritisiert (vgl. z. B. HABERMAS, 1968), doch konnte sich diese Kritik lange Zeit nicht durchsetzen. Erst das Konzept des Paradigmas bzw. der disziplinären Matrix innerhalb einer «Revolutions»-Theorie der Wissenschaftsgeschichte (KUHN, 1967; 1972) hat deutlich gemacht, wie stark schon die Problemstellungen der Einzelwissenschaft(en) durch die Forschungsmethodik begrenzt und determiniert werden. Durch die Weiterentwicklung der KUHNschen Position in einen «non-statement view» von Theorien (STEGMÜLLER, 1973) und dessen Anwendung in der Psychologie (HERRMANN, 1976) ließ sich dann nachweisen, daß die Methodik des herrschenden methodologisch-behavioristischen Paradigmas in der Psychologie bestimmte Kernannahmen über den Menschen als Erkenntnis-Objekt impliziert, die in sich selbst nicht kohärent sind. Das behaviorale Subjektmodell ist als in sich inkohärent zu kritisieren, als intern widersprüchlich (GROEBEN & SCHEEL, 1977, p. 15):

«auf der Seite des Erkenntnissubjekts (Forscher) setzt es eine hochgradig aktiv-realisierende Realitätskonstruktion ... voraus, für die Seite des Erkenntnisobjekts ... folgt jedoch gerade aus dieser Realisationsorientierung der Erkenntnishaltung die Konstituierung als hochgradig (bis ausschließlich) von der Umwelt abhängiges/konstruiertes Individuum.»

Die interne Widersprüchlichkeit eines solchen Menschenbildes (Subjektmodell) wird offenbar, wenn man es dem tu-quoque-Argument unterzieht, d. h. auf sich selbst anwendet: dann wird deutlich, daß die Menschenbildannahmen des behavioralen Subjektmodells das Erkennen des behavioristischen Forschers selbst nicht abdecken, nicht erklären können. Die Menschenbildannahmen der Reizkontrolliertheit und Reaktivität widersprechen sich bei Anwendung auf den Erkennenden und seinen Erkenntnisprozeß selbst.

Es ist dies die gleiche Inkohärenz, wie sie sich z. B. für eine Position des radikalen Skeptizismus als Erkenntnishaltung nachweisen läßt: Die Behauptung «Alles ist zu bezweifeln, nichts ist wahr» geht davon aus, daß sie selbst wahr ist, widerlegt sich also durch diese Widersprüchlichkeit selbst (vgl. DIEMER, 1962, p. 187). Genauso widerlegen sich die behavioristischen Menschenbildannahmen der Reizkontrolliertheit und (absoluten) Umweltdeterminiertheit durch die Forschungsmethodik des methodologischen Behaviorismus selbst. Interessanterweise führt damit gerade die Vorordnung von Methodologie und Logik in der Wissenschaftskonzeption zu logischen Inkohärenzen.

Die Auflösung der internen Widersprüchlichkeiten des behavioralen Subjektmodells ist vor allem durch Menschenbildannahmen möglich, die dem Menschen eine aktive Realitätskonstruktion und kognitive Reflexivität zuschreiben («epistemologisches Subjektmodell»; GROEBEN & SCHEELE, 1977): Diese Attributenkategorie führt auch bei (Selbst)Anwendung auf den Forscher (das Erkenntnissubjekt) nicht zu Widersprüchen.

Nun hat HERRMANN in einer Rekonstruktion dieses «W(idersprüchlichkeits)-Arguments» (1979) nachgewiesen, daß eine Auflösung des internen Widerspruchs logisch auch anders konzipiert werden kann: und zwar, indem man Ebenen der Modell- (in diesem Fall Menschenbild-) Konstruktion unterscheidet. Der Forscher kann sich selbst als «Modellkonstrukteur» modellieren und innerhalb dieser Konstruktion ein Modell des Erkenntnisobjekts konzipieren, das seinerseits *nicht* die Qualität des Modellkonstruktors enthält. D.h. das Erkenntnissubjekt konzipiert sich selbst in einem Metamodell, das zu dem Objektmodell über das Erkenntnisobjekt nicht in einer Modell-Relation steht. Durch eine solche semantisch mehrstufige Konzeption wird ein Widerspruch vermieden, auch wenn der Forschende das Erkenntnisobjekt so konstituiert, daß «der Sachverhalt der aktiven Realitätskonstruktion nicht thematisiert, sondern kalkuliert «vernachlässigt» ist» (HERRMANN, 1979, p. 265). Man kann auf diese Weise also für die Lösung bestimmter Probleme auch davon «absehen», «daß Menschen auch aktiv-realisierende (usf.) Erkenntnis-subjekte sind» (HERRMANN, 1979, p. 266).

Diese Version der Auflösung der beschriebenen Widersprüchlichkeit innerhalb von psychologischen Subjektmodellen ist logisch durchaus möglich und zulässig; sie besteht praktisch darin, die Selbstanwendung durch die Mehrstufigkeit der Modellkonzeption aufzugeben. Wenngleich die logische Möglichkeit der Vermeidung von Selbstanwendung zweifellos zuzugestehen ist, erweist sich als das zentrale Problem doch mehr die Frage nach dem «Soll»: soll diese Möglichkeit der Eliminierung von Selbstanwendung bei der Generierung von psychologischen Subjektmodellen eingesetzt werden oder sind Menschenbildannahmen vorzuziehen, die selbstbezüglich und nicht-widersprüchlich sind? Auf dem Hintergrund der Vermeidung von Widersprüchlichkeit durch Eli-

minierung von Selbstanwendung werden auf jeden Fall bestimmte Aspekte des Widersprüchlichkeits-Arguments deutlich, die als Voraussetzung für die Beantwortung der Soll-Frage angesehen werden können. Es sind dies (vgl. GROEBEN, 1979) folgende Gesichtspunkte:

- Speziell für das behaviorale Subjektmodell bedeutet die Eliminierung der Selbstanwendung eine substantielle Veränderung, denn hier ist die Selbstanwendungsforderung kein akzidentelles Postulat, sondern eine unvermeidbare Konsequenz aus den universellen Geltungsansprüchen des behavioristischen Paradigmas. Diese Ansprüche manifestieren sich vor allem im Universalitäts- und Ausschließlichkeitspostulat: das Universalitätspostulat behauptet, daß das behavioristische Subjektmodell für alle Individuen, Ereignisse und Prozesse im Humanbereich gültig bzw. anwendbar ist; dazu gehören vor allem Geltungsbehauptungen für Bereiche, die traditionell als Domänen kognitiver Theorien angesehen werden, wie Sprachentwicklung und Sprachverhalten (SKINNER, 1957; vgl. zur Kritik GROEBEN & SCHEELE, 1977, pp. 34-42). Das Ausschließlichkeitspostulat behauptet, daß keine anderen als die Attribute des behavioristischen Subjektmodells nötig (im konsequenten Behaviorismus sogar zulässig) sind, um menschliches Verhalten usw. zu erklären, d.h. die Attributenmenge des behavioralen Subjektmodells wird für den Human-Bereich als erschöpfend angesetzt; das wird deutlich besonders in der absoluten Absage an sog. «mentalistische» Begriffe und in dem Anspruch, Begriffe wie «Autonomie, Welt- und Selbstsicht» auf Reiz-Reaktions-Begriffe zurückzuführen und durch diese zu ersetzen (beides explizit in WESTMEYER, 1973). Da diese Postulate paradigmatisch mit der Forschungsmethodik verschmolzen sind, ist die entsprechende Attributen-Kategorie (der Reiz-Kontrolliertheit, Umweltdeterminiertheit usw.) innerhalb des behavioristischen Paradigmas nicht überschreitbar.

Gegenüber Positionen mit universellem Geltungsanspruch (und dazu gehört also auch der Behaviorismus) greift das Widersprüchlichkeits-Argument durchaus, denn ein Aufgeben der Selbstanwendung ist wegen des universellen Geltungsanspruchs nicht möglich.

- Im Vergleich zu dem ursprünglichen universellen Geltungsanspruch des Behaviorismus ist auch die Konzipierung des behavioralen Subjektmodells als nicht-selbstbezügliches Objektmodell (sensu HERRMANN) die Manifestation eines Paradigmaswechsels: und zwar insofern als dadurch der Geltungsbereich dieses Subjektmodells explizit eingeschränkt wird (auf spezielle Gegenstands- bzw. Problembereiche). HERRMANN selbst formuliert, daß bei dieser Modellkonzeption der «Sachverhalt der aktiven Realitätskonstruktion nicht thematisiert, sondern kalkuliert «vernachlässigt» ist» (1979, p. 265), d.h. daß zur Lösung bestimmter Probleme «davon abgesehen wird, daß Menschen auch aktiv realisierende (usf.) Erkenntnis-subjekte sind.» (1979, p. 266). In diesen Formulierungen bilden sich mehrere Aspekte ab, die doch wieder für das hier propagierte Selbstanwendungs-postulat sprechen: aus dem ursprünglich unbeschränkt geltenden Objektmodell des Behaviorismus wird wegen der fehlenden Rückbezüglichkeit

ein Spezialfall: für ganz bestimmte, eingeschränkte Bereiche (z. B. der klinischen Psychologie, wo das menschliche Subjekt gerade durch erhebliche Mängel von Rationalität, kognitiver Realitätskonstruktion usw. gekennzeichnet ist, vgl. SCHULTE, 1978, p. 100f.). Eine entsprechende «kalkulierte Vernachlässigung» selbstbezüglicher Modell-Attribute ist also nur für spezifische Gegenstands- oder Problembereiche angezeigt; konstruktiv formuliert: die Konzipierung nicht-selbstbezüglicher Objektmodelle bedarf der Rechtfertigung unter Bezug auf konkrete Problemstellungen. Aus dieser Legitimationsforderung geht hervor, daß selbst-anwendbare Subjektmodelle in der Psychologie als der «normale» Fall anzusehen und impliziert sind. Das steckt auch in den Formulierungen, daß von der menschlichen Reflexivität bei nicht selbst-bezüglichen Objektmodellen «abgesehen» wird, daß sie «vernachlässigt» wird.

Im humanen Bereich ist der normale Fall, von dem auch HERRMANN intuitiv ausgeht, die Konzipierung von selbst-bezüglichen Modellen, also solchen, die der Selbstanwendungs-Forderung ohne Widersprüchlichkeit entsprechen. «Normal» ist dieser Fall nicht im statistischen Sinn (wie schon die jahrzehntelange Herrschaft des Behaviorismus zeigt), sondern im Sinn einer Ideal-Norm. Diese Idealnorn wird sich letztlich (s.u. 3.2) als moralische erweisen.

- Anhand der besprochenen Beschränkung nicht-selbstbezüglicher Objektmodelle wird überdies auch präzise deutlich, was in diesem Zusammenhang «Selbstanwendung» bedeutet: ausgeschlossen wird bei den nicht-selbstbezüglichen Objektmodellen die Anwendung auf den Forscher, das Erkenntnissubjekt «selbst». Es handelt sich bei der hier thematischen Selbstanwendung nicht um einen Selbstbezug im klassischen Sinn der «self referring sentences», wie z. B. bei Sätzen der Art: «Dieser Satz ist falsch». Bei einer solchen Bedeutung von Selbstbezug bzw. Selbstanwendung müßte das Modell auf sich selbst angewendet werden, was in den meisten Fällen schlicht sinnlos sein dürfte. Selbstanwendung psychologischer Subjektmodelle bedeutet also die Anwendung auf das «Selbst» des Erkenntnissubjekts. Aus dieser Spezifizierung der Bedeutung von Selbstanwendung resultiert, daß es sich bei der besprochenen Widersprüchlichkeit nicht um einen stringent logischen Widerspruch handelt, sondern um einen pragmatischen Widerspruch: das Erkenntnissubjekt schreibt dem Erkenntnisobjekt Attribute der Umweltdeterminiertheit, Reizkontrolliertheit usw. zu und behauptet deren unbeschränkte Geltung für menschliche Individuen; der (pragmatische) Widerspruch kommt

dadurch zustande, daß es durch den Erkenntnisprozeß sich selbst implizit oder explizit damit unvereinbare Attribute (wie Realitätskonstruktion usw.) zuschreibt und es zugleich Element der Klasse «menschliche Individuen» ist.

Der Widerspruch kommt nicht dadurch zustande, daß irgendein Satz sich (widersprüchlich) auf sich selbst bezieht, sondern daß inkompatible Sätze gleichzeitig gesetzt werden, die pragmatisch widersprüchlich werden durch das Verbindungsglied des Erkenntnissubjekts, für das beide Sätze gelten (sollen). Damit ist gleichzeitig angedeutet, daß eine Suspendierung von Selbstanwendung bei der Generierung psychologischer Menschenbildannahmen nicht nur problemspezifisch zu legitimieren ist, sondern auch nur zeitweilig erfolgen sollte. Auch hierin manifestiert sich wiederum die intuitive Einschätzung der Selbstanwendung als Normalfall im Bereich der Psychologie. Das ist auch der Grund, weswegen ich trotz der explizierten spezifischen Bedeutung von «Selbst»anwendung an Formulierungen wie Selbstanwendung von Modellen und selbst-bezüglichen Objektmodellen festhalten will: um deutlich zu machen, daß man bei der Generierung und Bewertung von psychologischen Subjektmodellen intuitiv immer und zuerst von sich «selbst» als Erkenntnissubjekt ausgeht. Das entgegengesetzte Vorgehen (nämlich das Erkenntnisobjekt als beschränkt zu konstituieren, sich selbst aber von entsprechender Beschränkung auszunehmen) erscheint intuitiv als ungerecht; aus diesem Grund sehe ich die Forderung der Selbstanwendung psychologischer Subjektmodelle als moralisches Postulat bzw. Prinzip an und werde nach Rechtfertigungsgründen dafür vor allem im Bereich moralischer Argumentation suchen.

Auf diesem Hintergrund läßt sich zusammenfassend als Selbstanwendungs-Postulat formulieren: solange es empirisch sinnvoll und brauchbar ist, sind im Bereich der Psychologie vorgeordnet Subjektmodelle zu generieren, die eine Anwendung auf das Erkenntnissubjekt selbst ohne (pragmatische) Widersprüche erlauben; die Generierung nicht-selbstbezogener Objektmodelle ist auf bestimmte Gegenstands- und Problembereiche zu beschränken, für diese spezifisch (moralisch) zu rechtfertigen und zeitlich so weit als möglich zu begrenzen (d.h. es ist stetig zu versuchen, sie in Richtung auf selbstanwendbare Modelle zu überwinden).

Da ein solches Postulat vor allem moralisch zu legitimieren ist, steckt darin ein Moralprinzip zur Generierung psychologischer Menschenbildannahmen:

Der Psychologe als Erkenntnissubjekt generiere moralisch zulässige Menschenbildannahmen, indem er diese auf sich selbst anwende und sie beim Auftreten von (pragmatischen) Widersprüchen eliminiert bzw. so verändert, daß keine Widersprüchlichkeit mehr auftritt, ohne damit jedoch gleichzeitig die Selbstanwendung aufzuheben; eine Suspendierung der so explizierten Selbstanwendbarkeit ist nur unter expliziter (moralischer) Rechtfertigung für je spezifisch-konkrete Gegenstands- und Problembereiche zulässig und sollte eine Veränderung des Gegenstandsbereichs zum Ziel haben, die wieder die Konstituierung selbst-bezüglicher Subjektmodelle ermöglicht.

3.2. Rechtfertigung der Selbstanwendungs-Forderung: moralische Legitimation

Die Begründung für die Selbstanwendungs-Forderung im Human-Bereich kann zunächst bei der Explikation des Gegenstandsverständnisses einsetzen, d.h. fragen, was am Gegenstandsbereich spezifisch ist, im Falle des menschlichen Subjekts also, was spezifisch «menschlich» ist. Das Selbstanwendungs-Postulat thematisiert vor allem die Erkenntnissituation; in bezug auf diese wird für die Sozialwissenschaft zumeist die im Gegensatz zur Naturwissenschaft flexible Subjekt-Objekt-Relation angeführt (vgl. z.B. HABERMAS, 1968). In der Naturwissenschaft ist von der Gegenstandsstruktur her eine fixe Erkenntnisrelation festgelegt: der Mensch ist das Erkenntnissubjekt und die nicht-bewußtseinsfähige Natur das -objekt. In der Sozialwissenschaft dagegen ist das Erkenntnisobjekt ebenfalls bewußtseins- und erkenntnisfähig; die Subjekt-Objekt-Relation ist daher grundsätzlich flexibel (vgl. KNEBEL, 1970, p.92): das erforschte «Objekt» kann prinzipiell auch das «Subjekt» erforschen und erkennen. Allgemeiner ausgedrückt: Erkenntnis in der sozialwissenschaftlichen Psychologie ist zumindest potentiell auch immer Selbsterkenntnis. Selbsterkenntnis aber bedeutet die (widerspruchsfreie) Anwendbarkeit des Erkannten auf sich selbst, bedeutet die Konstruktion von selbstbezogenen Objektmodellen mit Attributen wie z.B. «aktive Realitätskonstruktion, Reflexivität» usw.; das macht deutlich, daß der Rückgang auf die flexible Subjekt-Objekt-Relation keine erschöpfende Begründung für den Selbstanwendungs-An-

spruch ist. Vielmehr manifestiert sich im Selbstanwendungs-Postulat und der These von der flexiblen Subjekt-Objekt-Relation das gleiche Gegenstandsverständnis des menschlichen Subjekts. Es bleibt also eine weitergehende Begründung für dieses Gegenstandsverständnis und die daraus folgende Forderung der Selbstanwendung offen.

Diese Begründung kann m.E. nur eine moralische sein, und zwar im Sinne des von SINGER (1975) herausgearbeiteten moralischen Grundprinzips der Verallgemeinerung. Danach ist es unmoralisch, für sich selbst etwas als adäquat oder richtig zu beanspruchen, was man einem (gleichermaßen oder ähnlich gearteten) anderen nicht zugesteht. Vielmehr ist das, was man für sich selbst beansprucht, auf alle (vergleichbaren) anderen zu übertragen. Das Prinzip der Verallgemeinerung, auch als Prinzip der Fairneß, Gerechtigkeit oder Unparteilichkeit bekannt, fordert also, «daß, was für eine Person richtig (oder nicht richtig) ist, für jede andere Person mit ähnlichen Voraussetzungen und unter ähnlichen Umständen richtig (oder nicht richtig) sein muß» (SINGER, 1975, p.25). Dies Prinzip ist die konstruktive Explikation der intuitiven Einschätzung, daß es ungerecht ist, für andere Beschränkungen (z.B. der Reduktion auf ein «Objekt-Sein») vorzunehmen, von denen man selbst sich ausnimmt (s.o. 3.1.). Man kann das Prinzip der Verallgemeinerung als Explikation der Grundregel ansehen, die hinter der Goldenen (Alltags-)Regel steht: «Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem anderen zu» (SINGER, 1975, p.37). Diese Regel ist in der Tat die intuitive Rechtfertigung, auf die sich das Moralprinzip zur Generierung psychologischer Menschenannahmen gründet. Ihre Explikation differenziert die einzelnen Aspekte dieser moralischen Legitimation aus:

Dabei kann das Prinzip der Verallgemeinerung die z.T. vage Formulierung der Goldenen Regel vereindeutigen helfen und so zu einer klaren Festlegung ihrer Bedeutung beitragen. Hier ist an erster Stelle darauf hinzuweisen, daß mit der Goldenen Regel keinesfalls eine positive Aufforderung zu bestimmten Handlungen gerechtfertigt ist. Wenn ein Vater z.B. gern «Marathon» läuft, ist er nicht berechtigt, dies auch von seinen Kindern zu verlangen, nur weil er es will. Denn erstens geht die Goldene Regel nur von dem aus,

was man «nicht will». was man also sich selbst gegenüber *unterlassen* sehen möchte; und zweitens rekurriert das Prinzip der Verallgemeinerung explizit auf eine «relevante Ähnlichkeit» der Individuen (SINGER, 1975, p.41). Diese liegt hier z.B. bei Kindern unter 16-18 Jahren schon von der körperlichen Entwicklung her nicht vor. Dieser Rückgriff auf relevante Ähnlichkeit (ähnliche Eigenschaften, ähnliche Situation usw.) ist aber natürlich auch nicht ungefährlich: bietet er doch die Möglichkeit bzw. Gefahr, daß sich jemand unter Rückbezug auf de facto irrelevante Unterschiede vom Prinzip der Verallgemeinerung (und damit von der Selbstanwendung) suspendiert. SINGER legt mit SIDGWICK dagegen fest, daß ein relevanter Unterschied ein solcher ist, «der als *vernünftiger Grund* für eine unterschiedliche Behandlung gelten kann» (1975, p.41). Darin steckt zunächst einmal vor allem die Notwendigkeit, daß jede Abweichung bzw. Suspendierung speziell gerechtfertigt werden muß (ich komme unten beim Prinzip der Rechtfertigung darauf zurück).

Zum zweiten ist die Goldene Regel auch nicht sozusagen «von hinten» zu lesen: also indem bei anderen bestimmte Bedürfnisse oder Handlungen festgestellt werden, die dann (scheinbar) zu parallelen eigenen Handlungen legitimieren. Vielmehr ist der Ausgangspunkt (wie oben intuitiv für die Selbstanwendungsproblematik psychologischer Modelle festgestellt) ganz eindeutig das Selbst. Und hier eben die negativen, unerwünschten Aspekte, d.h. dasjenige, was man (für sich) nicht will: das, was andere einem selbst gegenüber unterlassen sollten, muß man auch selbst (anderen gegenüber) unterlassen.

An dieser Stelle zeigt sich allerdings, daß die Goldene Regel unpräzise formuliert und u.U. «nicht das sagt, was sie meint» (SINGER, 1975, p.37); daß zumindest partiell das Prinzip der Verallgemeinerung über die Goldene Regel hinausgeht. Denn nach der Goldenen Regel ist (wie schon KANT ausführte) folgende Haltung legitim: man verlangt von anderen nicht, daß sie einem helfen, und braucht ihnen auf diese Weise auch nicht zu helfen (SINGER ebda.). Diese Argumentation wird durch das Prinzip der Verallgemeinerung jedoch als zu subjektiv ausgeschlossen. Denn nach dem Verallgemeinerungs-Prinzip ist ersichtlich ein übersubjektives, möglichst objektives Richtig-Sein von Handlungen usw. angezielt. Das Ausgehen von der einen Person, die man selbst ist, impliziert daher unter moralischen Gesichtspunkten nicht eine subjektivistische Willkür; vielmehr ist auch dieses «Selbst» im umfassenden Geltungsbereich, eben als Element der Klasse menschlicher Individuen, zu sehen. Das verbietet einen Rekurs nur und ausschließlich auf subjektive Bewertungen und Interessen, erfordert die Thematisierung möglichst «objek-

tiver» Bewertungen und Interessen (vgl. HABERMAS, 1968) – allerdings selbstverständlich ohne das individuelle Subjekt zu manipulieren oder determinieren (wie im Einzelfall eine optimale Relation zwischen möglicherweise widerstrebenden subjektiven und objektiven Interessen aussehen soll, kann hier nicht generell angegeben werden; solche Modelle zu entwickeln dürfte auch noch eine umfangreiche Aufgabe für eine nicht wertungs-abstinente Sozialwissenschaft sein, vgl. BRANDTSTÄDTER, 1977). Auf jeden Fall ist für die Generierung psychologischer Menschenbildannahmen dadurch, daß hier die Erkenntnissituation und -relation zwischen Subjekt und Objekt thematisch ist, eine solche «übersubjektive» Perspektive relevant.

Als Zwischenbilanz lassen sich folgende Aspekte für die (moralische) Begründung der Selbstanwendungs-Forderung für den Bereich psychologischer Erkenntnis festhalten:

- das moralische Prinzip der Verallgemeinerung bezieht sich auf alle Individuen von relevanter Ähnlichkeit, daraus ergeben sich weitere Rechtfertigungsnotwendigkeiten bei Suspendierung von Selbstanwendung unter Rückgriff auf relevante Unterschiede;
- bei der Anwendung des Verallgemeinerungsprinzips ist von der eigenen Person auszugehen, bei der Frage der psychologischen Erkenntnis von der Person des Erkenntnissubjekts; wegen der überindividuellen Erkenntnisperspektive sind dabei nicht nur subjektive Handlungen bzw. Interessen relevant, sondern möglichst objektive Bewertungen anzustreben;
- die Verallgemeinerung bezieht sich dabei konstitutiv auf den Ausschluß negativer (unerwünschter) Aspekte, im Fall der psychologischen Erkenntnissituation also (objektiv) negativer Handlungen, Eigenschaftsannahmen usw.

Diese objektiv negativen Aspekte sind nun noch näher zu explizieren und für den thematischen Fall der psychologischen Erkenntnissituation konkret ausdifferenzieren. Negative Aspekte werden im «Prinzip der Folgen» thematisiert, das SINGER folgenderweise expliziert: «Wenn die Folgen davon, daß A x tut, nicht wünschenswert wären, sollte A x nicht tun» (1975, p.88). Mit Hilfe des Prinzips der Verallgemeinerung lassen sich aus dem Prinzip der Folgen die Normen gewinnen: «Wenn die Folgen davon, daß jeder x täte, nicht wünschenswert wären, dann sollte nicht jeder x tun.» (1975, p.90) und «Wenn nicht jeder x tun sollte, dann sollte nie-

mand x tun» (1975, p.91). Beim Prinzip der Folgen handelt es sich also (gleich ob in der individuellen oder verallgemeinerten Form) um den Ausschluß, das Verbot von nicht Wünschenswertem, und dies ist die generell-formale Struktur, unter die das Selbstanwendungs-Postulat zu subsumieren ist. Dabei ist allerdings inhaltlich noch offen, was als «nicht wünschenswert» zu gelten hat. Eine bestimmte und eindeutig (nicht kontroverse) Festlegung der Bedeutung von «nicht wünschenswert» bietet das Prinzip des Leidens: «Es ist niemals richtig, unnötiges Leiden zu verursachen» (SINGER, 1975, p.133). Wenn nachzuweisen ist, daß das Abweichen von der flexiblen Subjekt-Objekt-Relation in der Sozialwissenschaft (zumindest potentiell) unnötiges Leiden bedeutet, dann ist die Forderung nach einer flexiblen Subjekt-Objekt-Relation und damit selbst-anwendbaren Objektmodellen im Bereich der psychologischen Erkenntnis mit Hilfe des Leidens-Prinzips unter das Prinzip der Folgen und der Verallgemeinerung zu subsumieren und damit durch diese zu rechtfertigen.

Die rekonstruierte Explikation des behavioralen Subjektmodells (GROEBEN & SCHEELE, 1977) hat gezeigt, daß die starre (naturwissenschaftliche) Subjekt-Objekt-Relation sich vor allem in einer Ausschließung von Reflexivität manifestiert, d.h. das menschliche Subjekt wird auf seine organismischen Dimensionen reduziert (vgl. HOLZKAMP, 1973). Diese organismische Reduktion des grundsätzlich reflexiven menschlichen Subjekts bedeutet, zumindest potentiell, unnötiges Leiden: für das konkrete Individuum in der empirischen Untersuchungssituation sind solche potentiellen Leidensdimensionen noch vergleichsweise schwach ausgeprägt: sie bestehen z.B. in Täuschung (über den Versuch überhaupt oder den Versuchszweck, s.u. 3.3.), in «Parzellierung, Reduzierung und Labilisierung» der (experimentellen) Realität (HOLZKAMP, 1969), d.h. in einer Verunsicherung und Ausschaltung autonomer Weltsicht beim Individuum, durch die eine Reduktion auf «organismische» Reaktionen erst möglich wird. Daß solche Reduktionen der Vpn um ihre Reflexivitäts-Dimensionen in vielen Fällen völlig unnötig sind und nicht zu einer Erhöhung, sondern sogar Verminderung des Erklärungsgehalts von Gesetzen/Hypothesen/Theorien geführt haben und führen, zeigt die «kognitive Wende» in einer Vielzahl von Teilbereichen

der psychologischen Forschung (von Motivations- über Sprach- bis zur Sozialpsychologie). Bedeutsamer aber sind die negativen Konsequenzen dieser organismischen Reduktion im Bereich der Technologien; denn hier manifestiert sich das potentielle durch diese Reduktion determinierte Leiden ungleich intensiver. Es ist hier nur an bestimmte konditionierungstheoretische Versionen von durchaus mit bestem Willen entwickelter und eingesetzter Therapie zu erinnern, wie z.B. bestimmte Aversionstherapien; dabei wird unmittelbar Schmerz (sei er physisch oder psychisch) zugefügt, ohne daß die Unumgänglichkeit zur Behebung z.B. eines größeren, lebensgefährdenden Leidens nachgewiesen ist; ja auch hier weisen die Ergebnisse der kognitiven Wende in der Therapieforschung darauf hin, daß viele therapeutischen Effekte genauso gut oder sogar besser anhand von kognitiven (die menschliche Reflexivität einbeziehenden) Therapieformen erreicht werden (vgl. GROEBEN & SCHEELE, 1977, p. 182 ff.). Dieses (unnötige) Leiden durch psychologische Technologien ist sicherlich nicht in strikter Weise durch bestimmte Theorien determiniert, da man nicht davon ausgehen kann, daß insbesondere therapeutische Technologien stringente Anwendungen spezieller theoretischer Modelle sind, z.B. die Verhaltenstherapie der behavioristischen Lerntheorie (vgl. WESTMEYER, 1976). Aber gerade die These, die WESTMEYER vom Theoretischen her als unberechtigt nachweist, spricht als wissenschaftsgeschichtliches Faktum empirisch dafür, daß bestimmte Paradigmen zu Technologien führen, die die gleichen Menschenbildannahmen realisieren wie das herrschende Paradigma: wenn auch wissenschaftstheoretisch vielleicht unkorrekt, so hat doch mindestens eine Wissenschaftlergeneration z.B. die Verhaltenstherapie als Anwendung der Verhaltenstheorie behauptet und darauf aufbauend technologische Strategien entwickelt, die genau das reduzierende behaviorale Subjektmodell konstituieren. Gerade diese technologischen Anwendungen zeitigen also bei reduzierenden (nicht-selbstbeziehbaren) Objektmodellen in der Psychologie die «nicht-wünschenswerten Folgen» (potentiellen) Leids. Solches Leid muß allerdings nicht einmal so offen als Schmerz erfahrbar sein. HABERMAS bezieht sich mit seiner Analyse der Erkenntnisinteressen (1968) m.E. noch auf weniger aktuelle, dafür aber z.T. umso tiefgrei-

ferendere Möglichkeiten von Leid. Folgt man seiner Argumentation, so repräsentiert eine starre Subjekt-Objekt-Relation unhintergebar ein technologisches Erkenntnisinteresse; damit aber wird der Mensch (wie die Natur) als zu beherrschender Gegenstand konstituiert, d.h. den entsprechenden wissenschaftlichen Theorien (und natürlich ihren Anwendungen) ist eine unvermeidbare Manipulations-Dynamik inhärent. Hinter der Kritik dieses technologischen Erkenntnisinteresses in den Sozialwissenschaften steht die Vorstellung, daß auch Manipuliertheit im Sinne der Verhinderung von Aufklärung menschliches Leid bedeutet oder zumindest dazu beiträgt. Ob diese Auffassung gerechtfertigt ist und welche andere Form von Leid u.U. durch Reflexivität ausschließende Modelle vom Menschen (potentiell) bewirkt werden, wird erst eine voll entwickelte methodenkritische psychologische Anthropologie beantworten können. Die Beispielskizzen wollten an dieser Stelle nur aufzeigen, daß es gute Gründe gibt, die Selbstanwendungs-Forderung bei der Generierung psychologischer Subjektmodelle (und d.b. das Postulat einer flexiblen Subjekt-Objekt-Relation) unter das Prinzip der Folgen und des Leidens zu subsumieren, d.h. sie durch diese Prinzipien als gerechtfertigt anzusehen. Von der formalen Argumentationsstruktur dieser Rechtfertigung her ist dabei u.a. wichtig, daß sich das Argument der Verallgemeinerung und das Prinzip der Folgen auf die Nicht-Wünschbarkeit von Konsequenzen bezieht, nicht auf deren Wünschbarkeit. Die Norm ««Wenn die Folgen davon, daß jeder in einer bestimmten Weise handelte, wünschenswert wären, dann ist es jedermanns Pflicht, in dieser Weise zu handeln», ist kein schlüssiges moralisches Prinzip» (SINGER, 1975, p.216), sondern Dogmatismus. Für unser Problem der Selbstanwendung von Menschenbildannahmen heißt das: es können mit dieser moralischen Forderung nur bestimmte (inkohärente, ungerechte) Annahmen ausgeschlossen werden, es werden nicht positiv bestimmte Annahmen als moralisch ausgezeichnet. Das Moralprinzip zur Generierung von Menschenbildannahmen führt also nicht dazu, daß auf quasi analytischem Weg bestimmte Subjektmodelle positiv vorgeschrieben werden; es werden lediglich bestimmte Menschenbildannahmen als unmoralisch ausgeschlossen. Und auch dieser Ausschluß geschieht nicht in einem moralischen

Rigorismus. Vielmehr gibt es durchaus die Möglichkeit von Ausnahmen; dem wird durch das Prinzip der Rechtfertigung Rechnung getragen: «Jede Verletzung einer moralischen Regel muß gerechtfertigt werden» (SINGER, 1975, p.133). Die wichtigsten Ansatzpunkte zur partiellen bzw. zeitweiligen Suspendierung der moralischen Regeln sind bereits im Prinzip der Verallgemeinerung und des Leidens selbst enthalten: es handelt sich um die «relevante Ähnlichkeit» der Individuen (im Prinzip der Verallgemeinerung) und das «unnötige» Leiden (im Leidens-Prinzip). Diese Aspekte sind oben schon (bei der Diskussion der Suspendierung des Selbstanwendungs-Postulats) angesprochen worden: so sind gerade im klinischen Bereich z.B. neurotische Individuen durch einen Mangel an Reflexivität bzw. Rationalität (d.h. Integration von Kognition und Handeln) bestimmt, der dazu berechtigt, konditionierungstheoretische Therapie-Technologien einzusetzen (vgl. GROEBEN & SCHEELE, 1977, p.196 ff.); es ist sogar wahrscheinlich, daß bei bestimmten (persönlichkeits- oder situationsspezifischen) Voraussetzungen nur der Einsatz solcher Technologie-Strategien zur Wiedergewinnung einer (rationalen) Reflexivität führt (GROEBEN & SCHEELE, 1977, p.162). Das entspricht der oben (3.1.) abgeleiteten Forderung, daß das Selbstanwendungs-Postulat nur zeitweilig zu suspendieren ist und auch dann nur mit dem Ziel, die Bedingungen für eine flexible Subjekt-Objekt-Relation (und damit Selbstanwendbarkeit) wiederherzustellen. Daß im menschlichen Bereich manchmal Leiden notwendig ist, um größeres Leiden zu vermeiden, ist nicht nur eine Alltagserfahrung (z.B. Besuch beim Zahnarzt, um den Verlust der Zähne zu vermeiden), sondern auch der Ansatzpunkt für Selbstkontroll-Therapien (vgl. SOMMER, 1977: Aufschiebung von Positivem, um später noch Positives zu erlangen bzw. (Selbst-)Zufügung von Negativem, um auf lange Sicht noch Negatives zu vermeiden). Das Beispiel der Selbstkontrolle zeigt auch schon einen Optimalfall für die Feststellung, ob das Leiden nicht unnötig ist, auf: den rationalen Diskurs und Konsens mit dem Betroffenen.

Allerdings wird dies nicht immer möglich sein, insbesondere nicht, wenn person- oder situationsspezifische Beschränkungen von Reflexivität und Rationalität vorliegen (z.B. Bestrafung eines Kindes, um dieses vor einer nicht-eingesesehenen Lebensgefährdung zu schützen). In allen Fällen aber sollte die

Rechtfertigung der Suspendierung moralischer Regeln im wissenschaftlichen Bereich immer den Anforderungen an eine wissenschaftliche Legitimation genügen: d. h. in Form einer Ziel/Wert-Mittel-Argumentation geführt werden, als logische und empirische Analyse gemischter (prä- und deskriptiver) Satzsysteme (vgl. dazu im einzelnen GROEBEN & SCHEELE, 1977, pp. 122–175). In bezug auf das oben explizierte Moralprinzip der Selbstanwendung (bei psychologischer Erkenntnis) ist festzuhalten, daß die moralische Begründung nicht nur die zugrundeliegenden Grundwert-Dimensionen expliziert, sondern besonders auch die Anforderungen und inhaltlichen Aspekte der Rechtfertigung von (partiellen) Suspendierungen des Selbstanwendungs-Postulats (s. u. vollständige Formulierung des Moralprinzips).

Man kann nun eventuell noch nach der Rechtfertigung der von SINGER explizierten moralischen Prinzipien fragen. SINGER selbst geht davon aus, daß diese Prinzipien sich durch die ineinandergreifende Argumentation selbst rechtfertigen, d. h. praktisch selbstevident und allgemein akzeptiert sind. Das entspricht von der Grundstruktur her dem Diskursmodell der Erlanger Schule zur Rechtfertigung von Grundwerturteilen: danach wird für einen Wert- bzw. Normenkonflikt vorgesehen, daß alle Wertungen in einen Diskurs eingebracht werden und eine Einigung über gemeinsam anerkannte Grundwerte erfolgt (vgl. SCHWEMMER, 1974). Man kann in diesem Sinn davon ausgehen, daß die von SINGER explizierten Prinzipien allgemein anerkannte Grundwerte (unserer Gesellschaft und Kultur) darstellen.

Auf dem Hintergrund dieser moralischen Legitimation läßt sich nun das Moralprinzip zur Generierung psychologischer Menschenbildannahmen vollständig formulieren, unter Einschuß der Rechtfertigungs-Anforderungen für Annahmen von der Regel:

Der Psychologe als Erkenntnissubjekt generiere moralisch zulässige Menschenbildannahmen, indem er diese auf sich selbst anwendet und sie beim Auftreten von (pragmatischen) Widersprüchen eliminiert bzw. so verändert, daß keine Widersprüchlichkeit mehr auftritt, ohne damit jedoch gleichzeitig die Selbstanwendung aufzuheben; eine Suspendierung der so explizierten Selbstanwendbarkeit ist nur zeitweilig und mit dem Ziel zulässig, die Voraussetzungen einer flexiblen Subjekt-Objekt-Relation wiederherzustellen; die Suspendierung ist unter Bezug auf relevante Subjekt-Unterschiede und/oder die Unvermeidbarkeit von Leiden explizit zu rechtfertigen, d. h. in Form einer logischen und empirischen Analyse gemischter (prä- und deskriptiver) Satzsysteme.

3.3. Anwendung des Moralprinzips in der psychologischen Theorie und Praxis

Die Generierung von Theorien unter moralischen Aspekten zu betrachten und zu analysieren ist bisher in der Psychologie keineswegs üblich. Nur im Bereich der Forschungsmethodik sind in bezug auf das Problem der Täuschung in den letzten beiden Jahrzehnten moralische Überlegungen angestellt worden (s. u.); und auch hier haben sich meistens die methodologischen Postulate gegenüber den moralischen durchgesetzt. Es ist daher unmöglich, hier und heute bereits eine auch nur in Grundzügen vollständige Anwendung des Moralprinzips auszuwickeln. Ich kann und will lediglich einige Anwendungsaspekte des Moralprinzips kurz skizzieren, die aber einen Hinweis auf das mit dem Moralprinzip möglicherweise verbundene Reformpotential geben können. Dabei bezeichnen diese Aspekte notgedrungen (heute noch) mehr Probleme als daß sie fertige oder auch nur zureichende Lösungen angeben können; aber schon ein moralisches Problembewußtsein wäre m. E. für die Entwicklung der Psychologie von großem Wert.

3.3.1. Menschenbildannahmen

Das Moralprinzip bezieht sich zunächst einmal auf Menschenbildannahmen im Rahmen paradigmaspezifischer Subjektmodelle. Damit ist ein Theoriebegriff thematisiert, wie er von HERRMANN (1976) für die Psychologie im Sinne des sog. non-statement view von Theorien (STEGMÜLLER, 1973 in Explikation des KUHNschen Paradigma-Konzepts) expliziert worden ist.

Danach sind Forschungsprogramme als Problemlösungsprozesse durch einen Annahmenkern gekennzeichnet, die bei der Lösung der durch z. B. ein Paradigma vorgegebenen Probleme «selbst nicht zur Disposition stehen». Wollte man diese Kernannahmen verändern, so würde sich die durch sie gegebene Problemlage, die daraus resultierenden Fragestellungen usw. auflösen; das bedeutet, daß es sich um Annahmenkerne «begrifflicher Art» handelt, die daher auch durch empirische Daten gar nicht falsifizierbar sind (schon weil es sich ja nicht um Sätze handelt, daher «non-statement view»). In diesem Sinn der Kernannahmen «begrifflicher Art» ist der Terminus «Menschenbildannahmen» zu verstehen; mit dem Begriff «Subjektmodell» ist dementsprechend der für ganze Paradigmen oder zumindest quasi-paradigmatische Forschungsprogramme («Doktrin-Programme», vgl. GROEBEN, 1978a), spezifische Annahmenkerne gemeint. Aus diesem non-statement view von Theorien resultiert dann auch, daß die thematischen Menschenbildannahmen oben immer adjektivisch und/oder substantivisch benannt wurden, um ihren begrifflichen, nicht-falsifizierbaren Status deutlich zu machen.

Auf diesem Hintergrund wird vollständig klar, warum es sich bei der Widersprüchlichkeit von Subjektmodellen im Fall der Selbstanwendung nur um einen pragmatischen Widerspruch handeln kann: da es sich bei den Menschenbild-

annahmen nicht notwendig um Sätze handelt, ist ein strikt logischer Widerspruch immer zu vermeiden. Der pragmatische Widerspruch allerdings liegt durchaus vor, weil auch der non-statement view von Theorien nicht ohne Aussagen in Satzform auskommt (diese also auch nicht ausschließt); und zwar werden bei der «Anwendung von Annahmenkernen» durch Zusatzannahmen sog. Sekundärannahmen abgeleitet (vgl. HERRMANN, 1974, p. 8ff.), die mit Hypothesen des klassischen statement views vergleichbar bzw. identisch sind; die also auch durch empirische Untersuchungen überprüfbar sind, die Falsifizierbarkeit aufweisen. Die pragmatische Widersprüchlichkeit z. B. des behavioralen Subjektmodells besteht dann präzise darin, daß die Kernannahmen des behavioristischen Paradigmas keine Ableitung von Sekundärannahmen, d. h. Hypothesen oder Gesetzmäßigkeiten erlauben, mit denen die Erkenntnistätigkeit des Forscher-Subjekts selbst zureichend erklärbar wäre. Mit dieser Explikation des pragmatischen Widerspruchs von Menschenbildannahmen wird der wie ich meine bedeutsame Fortschritt bei der Analyse von Annahmenkernen deutlich: durch die Rekonstruktion der Kernannahmen als solche von «begrifflicher Art» (praktisch identisch mit Problemdefinitionen) innerhalb des non-statement views von Theorien wurden diese ja weitgehend der (wissenschaftlichen) Kritik entzogen. Der begriffliche Status der Annahmenkerne (in der Psychologie z. B. der Subjektmodelle) schließt sowohl eine Kritik anhand von empirischen Evidenzen als auch eine logische Kritik aus: wie definitivische Setzungen sind also solche problemdefinierenden Explikationen von Menschenbildannahmen nach dem non-statement view von Theorien willkürlich setzbar. Aus diesem Grund ist auch die KUHNsche Theorie der revolutionären Wissenschaftsentwicklung schon vor der Rekonstruktion des ihr zugrundeliegenden neuen Theorie-Begriffs (eben des non-statement view) von den kritischen Rationalisten intuitiv als die Legitimation von Irrationalität in der Wissenschaftsgeschichte kritisiert worden (LAKATOS & MUSGRAVE, 1970). Wie die Explikation des non-statement view zeigt, ist das Beharren auf der klassischen Kritik anhand logischer Standards und empirischer Daten gegenüber begrifflichen Annahmenkernen in der Tat sinnlos. Die Idee der Kritik ist gegenüber Menschenbildannahmen (im

Sinne des non-statement view) allerdings aufrecht zu erhalten, wenn man sie erweitert um den Bereich moralischer Standards. Vor allem von moralischen Normen aus ist eine Kritik, eine Einschränkung von Willkür im Bereich der Generierung von Kernannahmen, von Menschenbildannahmen psychologischer Subjektmodelle möglich; diese Möglichkeit der Kritik auch von non-statement view-Annahmenkernen wird durch das Moralprinzip gewonnen.

Wie skizziert schließt auch der non-statement view von Theorien die Aussagegefüge, die traditionellerweise als wissenschaftliche Hypothesen bzw. Theorien angesehen werden, keineswegs aus, er ordnet sie lediglich (als Sekundärannahmen) den vorgeordneten Annahmenkernen nach. Das bedeutet, daß man die Anwendung des Moralprinzips sehr wohl auch auf die Generierung und Überprüfung dieser wissenschaftlichen Aussagen bzw. Aussagensysteme ausweiten kann. Damit sind dann im Prinzip alle Aspekte des klassischen statement views von Theorien thematisch; ich will hier vor allem die der Methodik, der Generierung von Hypothesen und der Technologien besprechen.

3.3.2. Methodik: das Beispiel Täuschung

Das Problem der Täuschung in psychologischen Experimenten ist der Gegenstand, der in der Psychologie bisher noch am meisten unter moralischen Gesichtspunkten diskutiert wurde (vgl. MERTENS, 1975, p. 59ff.) und anhand dessen auch zu einem großen Teil die oben skizzierten Dimensionen der «organismischen Reduktion» (HOLZKAMP, 1973) herausgearbeitet wurden. Die Täuschung kann sich auf verschiedene Informationen beziehen (und damit unterschiedlich tief sein): sie kann eine Mißinformiertheit der Vp in bezug auf die inhaltliche Versuchshypothese anstreben, generell über die ganze Untersuchungsfrage im unklaren lassen oder sogar die Tatsache der Teilnahme an einem Experiment überhaupt verschleiern. Hinsichtlich der darin realisierten Menschenbildannahmen aber sind das nur graduelle Unterschiede ein und derselben Reduktion: eben um die Reflexivität des menschlichen Subjekts. Die Reflexion der Vp über den Versuchszweck und das Untersuchungsziel (die Informiertheit der Vp) wird hier als verzerrende Störvariable angesehen und daher mit Hilfe der Täuschungs-Technik eliminiert.

Unabhängig von der moralischen Bewertung dieser Technik ist natürlich zunächst einmal die faktische Existenz des zugrundeliegenden Problems zu akzeptieren: die Reflexion und

Informiertheit des menschlichen Subjekts kann in bestimmten Situationen in der Tat verzerrend wirken, und zwar besonders in Situationen, in denen z. B. soziale Erwünschtheit usw. Einfluß nehmen kann und auf diese Weise zu einem anderen Handeln führt als es in der «natürlichen» (unbeobachteten, nicht experimentellen Alltags-) Situation erfolgen würde. Wenn z. B. offen danach gefragt wird, ob Vorurteile gegenüber Gastarbeitern bestehen, so werden die Antworten in einem entsprechenden Einstellungsfragebogen in den meisten Fällen positiver sein, als wenn die Vp das Untersuchungsziel nicht so genau kennt – und damit auch positiver als die Einstellung, die man im alltäglichen Leben immer wieder erleben kann. Um hier die externe Validität von Untersuchungsdaten zu verbessern, ist nach klassischen methodologischen Standards die Täuschung notwendig und gerechtfertigt. Schon diese methodologische Argumentation läßt sich anzweifeln, da natürlich das reflexive Subjekt auch über die Täuschung in psychologischen Experimenten reflektiert, Argwohn entwickelt und z. T. nur noch mehr Hypothesen über das unbekannte Versuchsziel entwickelt (z. T. auch in Experimenten ohne Täuschung; vgl. MERTENS, 1975). Die Reduktionstechnologie muß nachziehen und als nächstes die Variable «Argwohn» überprüfen (und die argwöhnischen Vpn eliminieren); ich will jetzt hier nicht diskutieren, ob sich die Strategie der Täuschung auf diese Weise nicht auch unter methodologischen Aspekten auf die Dauer selbst ad absurdum führt.

Setzt man einmal voraus, daß die Täuschungs-Strategie in der Tat zu einer Erhöhung der externen Validität führt, so könnte man dennoch aus moralischen Gründen nach einer alternativen Strategie suchen, die eine vergleichbare externe Validität ermöglicht, ohne moralisch anfechtbar zu sein. Als eine solche Strategie ist Rollenspiel vorgeschlagen worden (vgl. MERTENS, 1975, p. 78ff.). Die methodologische Kritik vertritt, unter anderem aufgrund von Untersuchungen, die These, daß durch Rollenspiel nicht eine externe Validität der Daten erreicht werden kann, wie sie durch Täuschung möglich ist. Hier ist allerdings mit MERTENS (1975, p. 82) auf einen Argumentationsfehler hinzuweisen: es wird als Kriterium immer (positivistisch-naïv) das Ergebnis von Experimenten mit Täuschung angesetzt, so als ob deren externe Validität schon gesichert sei; methodologisch einwandfrei wäre bei unterschiedlichen Ergebnissen zwischen Rollenspiel-Untersuchungen und Täuschungs-Experimenten nur der Vergleich mit unabhängigen, alltagsnäheren Daten, die möglicherweise auch nachweisen könnten, daß die Rollenspiel-Daten mehr mit dem Alltagsverhalten übereinstimmen als die Ergebnisse von Experimenten mit Täuschung. Diese Unzulänglichkeiten in der Argumentation sind aber nur ein Indikator für die grundsätzliche Haltung, die MERTENS am Schluß seiner Diskussion

des Täuschungs-Problems resumierend feststellt: die Technik der Täuschung wird auch weiterhin gegenüber moralischeren Alternativen bevorzugt (1975, p. 88). Das bedeutet: wenn methodologische und moralische Normen eine Gegenläufigkeit aufweisen, dann siegt in der empirischen Psychologie bisher immer der methodologische Anspruch gegenüber dem moralischen. Der methodologische Zweck heiligt bislang dem Psychologen das unmoralische Mittel; und unmoralisch ist nach dem oben explizierten Moralprinzip die Strategie der Täuschung vor allem, weil die Unumgänglichkeit (Notwendigkeit) dieser Reduktion des menschlichen «Versuchs»-Subjekts um seine Reflexivität m. M. nicht nachgewiesen ist. Nach dem Moralprinzip müßte der Psychologe erst einmal versuchen, auf der Grundlage moralischer Standards methodologisch so kreativ wie möglich zu werden, um Alternativen zur Täuschungs-Strategie zu entwickeln und zu überprüfen.

Ich möchte daher zwei Aspekte solcher potentiellen Weiterentwicklungen zumindest kurz ansprechen: zunächst einmal ist m. E. zu fragen, ob der Ansatz des Rollenspiels nicht weiterentwickelt ist in Richtung auf größere externe Validität. Wodurch werden denn solche Rollenspiel-Daten invalide? Nach der Argumentation der Täuschungs-Methodologen dadurch, daß die Vpn keine veridikale Selbstsicht haben oder verbalisieren. Da es sich bei den Verzerrungen immer um solche in Richtung einer zu positiven Selbstdarstellung (nach welchen Kriterien zu positiv ist in diesem Zusammenhang irrelevant) handelt, wird die veridikale Selbstsicht praktisch durchwegs in einer selbstkritischeren Sicht bestehen. Eine Verbesserung der Rollenspiel-Methodik von psychologischen Experimenten wird also vor allem auf eine Stärkung der selbstkritisch realistischen Selbstsicht der Vpn ausgerichtet sein müssen. Damit stellt sich für den Psychologen die Aufgabe, innerhalb des psychologischen Experimentierens die Bedingungen für Selbstkritik zu schaffen bzw. zumindest zu verbessern; Abschirmung vor der Einsicht und Kritik des Versuchsteilnehmers durch Täuschung gehört nun sicherlich nicht zu diesen Bedingungen. Anzustreben sind vielmehr die Voraussetzungen, die ein integratives Verhältnis von Kognition, Emotion und Handeln beim menschlichen Subjekt ermöglichen; denn bei einem solchen integrierten Ver-

hältnis ist eo ipso eine große externe Validität von Selbstaussagen zu erwarten. Nach allem bisher Gesagten überrascht es nicht, daß die Psychologie diese Voraussetzungen einer Integration von Kognition, Emotion und Handeln gar nicht sicher kennt. Eines allerdings dürfte sicher sein: solche Voraussetzungen sind nur zu realisieren, wenn die Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und -«objekt» zeitlich ausgedehnter und persönlicher, tiefergehend ist als das bei der bisherigen Experimentierpraxis üblich ist. Veridikale Selbstberichte werden dann häufiger und sicherer werden, wenn die dadurch gewonnene Erkenntnis ein Wissen ist, an dem auch die Vp interessiert ist: wenn psychologische Untersuchungen so angelegt sind, daß sie auch für die Vp zur Selbsterkenntnis führen (können). Wenn das Rollenspiel im psychologischen Experiment weiterentwickelt wird zu einer Methode der Selbsterkenntnis, liegt damit sicher eine bessere Optimierung von moralischen und methodologischen Standards vor als in der Strategie der Täuschung.

Es soll allerdings nicht bestritten werden, daß es Erkenntnisse geben wird, die sich auf diese Weise nicht erlangen lassen: z. B. Phänomene, die sich der Selbst-Kennntnis des jeweiligen Subjekts einfach entziehen. MERTENS führt als Beispiele die Urteilskonformität in Gruppen nach ASCH (1951) und die extreme Aggressivität auf Anweisung in den MILGRAM-Experimenten (1963) an (1975, p. 81). Für solche Fälle, deren Möglichkeiten bzw. Existenz man zuvor an Beispielen der Vp einsichtig machen sollte, besteht nach dem Rechtfertigungs-Prinzip durchaus die Möglichkeit, die Informiertheit der Vp zeitweilig einzuschränken: allerdings kann die Reflexivität, Selbstbestimmtheit usw. des Individuums durchaus aufrecht erhalten werden, und zwar indem man mit ihm auf der Metaebene einen Konsens über diese Nicht-Information herstellt (so wie sich z. B. auch Versuchsleiter beim Doppelblindversuch damit einverstanden erklären können, über die Untersuchungshypothese nicht informiert zu sein). Bei entsprechender Rechtfertigung der Vp gegenüber wird dann auch die Teilnahme an einem solchen Teil einer empirischen (psychologischen) Untersuchung ein Stück Selbsterkenntnis für die Vp sein. In einem solchen Zusammenhang, d. h. auf der Grundlage eines Meta-Konsenses, werden die Ergebnisse dieses Untersuchungsteils sogar unter methodologi-

schen Standards einwandfreier sein, weil die Störvariable «Argwohn» nicht auftritt. Es versteht sich allerdings von selbst, daß die Ergebnisse einer solchen Untersuchung mit den Versuchsteilnehmern gemeinsam aufgearbeitet werden (eventuell eine Vergleichsuntersuchung mit Hypothesenkenntnis durchgeführt wird, s. u.), damit das Ziel der Selbsterkenntnis auch erreicht wird (und nicht darüber wieder eine Täuschung durch den Psychologen erfolgt). Es wird unmittelbar deutlich, daß durch diese Anforderung komplexere Untersuchungsformen als die klassische Experimentalstruktur vorzuziehen sind, wie z. B. die Aktionsforschung usw. (vgl. HAAG et al., 1972; MOSER, 1975; TREIBER & GROEBEN, 1981). Es ist also durchaus möglich, moralisch einwandfreie Alternativen zur Täuschungs-Technik zu entwickeln, die nicht von vornherein als methodologisch intolerabel, weil zu eindeutig invaliden Ergebnissen führend, abzulehnen sind.

Zumindest ist es nach dem Moralprinzip nicht gerechtfertigt, unter Rückzug auf methodologische Standards die Technik der Täuschung in psychologischen Experimenten zu propagieren, ohne nicht vorher alle mögliche Kreativität in die Entwicklung nicht-reduktiver Alternativen investiert zu haben; erst wenn solche Anstrengungen als nicht erfolgreich nachgewiesen sind, wäre die Täuschungs-Strategie moralisch akzeptierbar. Das ist sie bei der gegenwärtigen Diskussions- und Forschungslage aber eindeutig nicht.

3.3.3. Hypothesen und Gesetzmäßigkeiten

Wenn die Anwendung des Moralprinzips die Forderung nach einer flexiblen Subjekt-Objekt-Relation bedeutet und aus dieser wiederum der Anspruch auf Selbsterkenntnis und Berücksichtigung der Reflexivität (des Erkenntnisobjekts) folgt, dann hat das Moralprinzip auch Konsequenzen für die wissenschaftlichen Sätze (Hypothesen, Gesetzmäßigkeiten usw.) der Psychologie. Als generelles Ziel formuliert: auch die psychologischen Hypothesen und Gesetze sollten selbstanwendbar sein, insofern als sie zur Selbsterkenntnis beitragen und durch reflexive Selbstanwendung nicht ihre Geltung verlieren. Das heißt: wissenschaftliche Sätze der Psychologie («Sekundärannahmen» gemäß dem non-statement view von Theorien), die selbstbezüglichen

Menschenbildannahmen optimal entsprechen, sollten auch bei Kenntnis durch das Erkenntnisobjekt, das durch diese Kenntnis ja gleichzeitig-subjekt wird, Geltung besitzen. Unter dem Moralprinzip sind daher solche psychologischen Gesetzmäßigkeiten, die nur ohne Kenntnis des Erkenntnisobjekts gelten (also sozusagen «hinter dem Rücken der Versuchsperson», BRAUNMÜHL & GRIMM, 1978, II, p. 18), als unmoralisch bzw. zumindest potentiell unmoralisch anzusehen und zu eliminieren oder spezifisch zu rechtfertigen. Um Mißverständnisse zu vermeiden, ist hier zu betonen, daß es sich bei dieser Perspektive nicht um Verhalten handelt, das nur ohne selbstbezogene Aufmerksamkeit funktioniert: wenn man z.B. von einem Diskuswerfer verlangt, er solle seine Aufmerksamkeit sehr genau auf seinen Bewegungsablauf richten und in allen Phasen darüber gleichzeitig oder kurz danach verbal berichten, dann wird in der Regel der normale (automatisierte) Ablauf gar nicht mehr eintreten. Diese Ebene der (zumeist automatisierten) Verhaltensweisen und ihrer Störbarkeit durch auf sie bezogene Aufmerksamkeit ist hier nicht gemeint; die Perspektive setzt vielmehr eine Ebene höher an: bei den (psychologischen) Gesetzen und ihrer Geltung, also bei der Frage, ob Gesetzmäßigkeiten in ihrer Geltung ge- oder zerstört werden, wenn den im Gesetz angegebenen Antezedenzbedingungen die kognitive Variable «Wissen (der Vp) um das Gesetz» hinzugefügt wird. Auf dieser Ebene lassen sich rein theoretisch zwei extreme Pole ansetzen: auf der einen Seite Gesetzmäßigkeiten, die nur ohne Wissen (der Vp um das jeweilige Gesetz) gelten; und auf der anderen Seite Gesetze, die nur unter der Voraussetzung dieses Wissens (bei der Vp) gelten. Das Moralprinzip spricht nur gegen Sätze des ersten Extrems. Daraus folgt zunächst einmal, daß es einen Mittelbereich zwischen den beiden genannten Polen gibt, der untangiert bleibt und auf jeden Fall nicht ausgeschlossen wird. Dazu gehören m.E. vor allem folgende beiden Kategorien:

- Gesetze, die unabhängig vom Wissen (der Vp um sie) gelten; für diese Kategorie sind als Beispiele Gesetze über Wahrnehmungstäuschungen, Gedächtnis- bzw. Vergessensphänomene usw. anzuführen: das Wissen um bestimmte Wahrnehmungstäuschungen (von der MÜLLER-LYERSchen Täuschung bis zum autokine-

tischen Effekt) verhindert nicht (zumindest nicht vollständig), daß die Vp der Täuschung unterliegt. Das Wissen um die Vergessenskurve führt nicht dazu, daß die Vp nun mehr behalten kann oder in einer nicht-asymptotischen Kurve vergißt usw.

- Gesetze, die mit Wissen (der Vp um sie) verstärkt gelten: dazu gehören sicherlich bestimmte Lerngesetze, die sich unmittelbar und intuitiv als Lernstrategie umsetzen lassen; so werden sich z.B. Gesetzmäßigkeiten der kognitiven Strukturierung und Subsumierung, des sequentiellen Arrangierens, der besseren Reproduktion durch stärkere Dissoziabilität der Konzepte nach der kognitiven Lerntheorie von AUSUBEL (1963) bei Kenntnis dieser Gesetzmäßigkeiten durch die Vp vermutlich noch reiner und eindeutiger sichern lassen, weil die Vp die in ihnen enthaltenen technologischen Möglichkeiten als Lernstrategie einsetzt.

Diese Kategorien werden, wie gesagt, vom Moralprinzip nicht tangiert, auf jeden Fall nicht ausgeschlossen. Explizit positiv auszuzeichnen, als anzustrebendes Ziel im Bereich der Aussagenstruktur psychologischer Theorien, ist von dort her allerdings der eine Pol des skizzierten Wissens-Kontinuum: Gesetze, deren Geltung erst unter der Voraussetzung des (vollständigen oder partiellen) Wissens um sie gegeben ist. Dieser Fall ist grundsätzlich überhaupt nur dann möglich, wenn das Kognitionssystem, die Reflexivität des menschlichen Subjekts eine Strukturparallelität zu wissenschaftlichen Theorien aufweist, d.h. wenn die Reflexionen des menschlichen Subjekts (qua Erkenntnisobjekts) als subjektive Theorien aufzufassen bzw. zumindest zu rekonstruieren sind. Nur unter dieser Voraussetzung kann es zu einem Austausch zwischen subjektiven und objektiven Theorien kommen, der sich in der genannten Kategorie von Gesetzmäßigkeiten (bei denen das Wissen um sie mit Voraussetzung der Geltung ist) manifestiert. Wie an anderer Stelle ausführlich dargelegt (GROEBEN & SCHEELE, 1977), sind solche psychologischen Theorien dann (objektive) Theorien über subjektive Theorien, also Metatheorien (vgl. KNEBEL, 1973). Ein vollständiges Wissen um die thematische Gesetzmäßigkeit ist dabei z.B. bei anwendungsorientierten Gesetzmäßigkeiten anzusetzen: wenn z.B.

durch den Austausch von subjektiver und objektiver Theorie die subjektive Didaktik-Theorie eines Lehrers mit der objektiven (wissenschaftlichen) Theorie deckungsgleich wird (hinsichtlich der relevanten Bedingungs-Variablen, der Effekte usw.). Es gibt bei einem solchen Austausch (vgl. HECKHAUSEN, 1975; WEINERT, 1977) allerdings mit Sicherheit auch noch Gradabstufungen, wo nur ein partielles Wissen um die Bedingungen bzw. Bedingungs-Ereignis-Zusammenhänge nötig ist.

Ein Beispiel dafür dürfte die von HECKHAUSEN (1974) berichtete Untersuchung sein, in der ein Pygmalion-Effekt in der Leistungsmotivation von Schülern auf folgende Bedingungskombination zurückgeführt werden konnte: bisherige Mißerfolgsmotivations-Attribution des Schülers, objektive Leistungsreserven, identische Attribution des Lehrers (in bezug auf den Schüler), Wechsel der Lehrerattribution auf Erfolgsmotivation und davon abhängig Nachziehen des Schülers ebenfalls zur Erfolgsmotivations-Attribution. Hier muß der Schüler einige der Antezedenzbedingungen adäquat zur Kenntnis nehmen, damit das Gesetz Geltung erlangt, (im Beispiel: seine eigene Leistungsreserven und den Attributions-Wechsel beim Lehrer).

In diesem Bereich sind bei einer weiteren Entwicklung und Analyse metatheoretischer Theorie- (Teil-)Systeme in der Psychologie sicher noch eine Fülle differenzierter Strukturen des Wissens um Gesetzmäßigkeiten herauszuarbeiten. Eine Abgrenzung aber ist schon an dieser Stelle möglich: es ließe sich ja einwenden, daß das Wissen um eine psychologische Gesetzmäßigkeit schlicht und einfach zu einer self-fulfilling prophecy führt, d.h. der thematischen Gesetzmäßigkeit zu einer Scheingeltung verhilft. Hier ist der Unterschied zwischen notwendiger und hinreichender Bedingung zu berücksichtigen: eine self-fulfilling prophecy liegt dann vor, wenn das Wissen allein unabhängig von allen anderen realen Bedingungen zu den behaupteten Effekten führt; wenn das Wissen um die (gesetzmäßigen) Zusammenhänge nur zusätzlich zu den realen Bedingungen nötig ist (und damit in dem Gegenstandsbereich des reflexiven menschlichen Subjekts selbstverständlich auch eine reale Bedingung ist), dann handelt es sich eindeutig nicht um eine self-fulfilling prophecy.

Auf dem Hintergrund, daß das Moralprinzip vor allem bestimmte Annahmen und Sätze als nicht-legitim zu kritisieren erlaubt, ist allerdings der entgegengesetzte Pol ungleich gewichtiger: Gesetze, die nur ohne Wissen («hinter dem Rück-

ken» der Vp) Geltung besitzen (bzw. ohne Wissen der Vp verstärkt gelten) und daher vom moralischen Standpunkt aus abzulehnen sind. In ihnen manifestiert sich die (z.B. organismische) Reduktion des menschlichen Subjekts besonders eindeutig und sie dürften besonders leicht für manipulativ-technologische Verwendung anfällig sein. Ein Beispiel für diese Kategorie von Gesetzen sind die Gesetzmäßigkeiten über Konformitäts-Urteile unter Gruppendruck (vgl. als speziellen Fall im Wahrnehmungsbereich das o.g. ASCH-Experiment): das Wissen um diese Gesetzmäßigkeit wird zumindest die Stärke der Konformitäts-Effekte verringern (wenn nicht bei einzelnen Personen sogar völlig zum Verschwinden bringen). Unter dem Moralprinzip sind solche Gesetzmäßigkeiten konstruktiv umzuformulieren: in Gesetze darüber, wie Aufklärung über bestimmte Phänomene des menschlichen Handelns dieses Handeln verändern (kann). Dabei ist es natürlich durchaus legitim, auch die Grenzen der Wirksamkeit von Aufklärung zu untersuchen: aber eine solche Untersuchung und Fragestellung stellt eben die Überführung von moralisch abzulehnenden Gesetzmäßigkeiten, die nur ohne Wissen des Erkenntnisobjekts gelten bzw. ohne Wissen verstärkt gelten, in solche Gesetzmäßigkeiten dar, die unabhängig vom Wissen gelten! Das Moralprinzip eliminiert also Fragestellungen aus der Psychologie, die konstitutiv auf dem Nicht-Wissen des Erkenntnisobjekts um Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Verhaltens, Handelns usw. beruhen: es transformiert diese Fragestellungen in solche nach der Überwindung des Nicht-Wissens und läßt die Geltung entsprechender Gesetze in diesem Zusammenhang von Aufklärung überprüfen. Forschungspraktisch heißt das: Gesetzmäßigkeiten, die nur ohne Wissen (der Vp) gelten, sind nur als Ausgangspunkt von Folgeschritten zu erforschen, in denen die Überwindung dieses Nicht-Wissens untersucht wird; die Bedingungen des Nicht-Wissens sind forschungsmethodisch nur als Kontrollphase für die eigentliche Experimentaluntersuchung zuzulassen: in der die Geltung von Gesetzmäßigkeiten unter der Bedingung der Kenntnis dieser Gesetze durch die Vp selbst erforscht wird. Damit ist die Anforderungs- und Legitimations-Struktur des Moralprinzips vollständig realisiert: Gesetzmäßigkeiten, die nur ohne das Wissen des Erkenntnisobjekts Geltung besitzen, dürfen generiert

und erforscht werden, aber nur mit einer konkreten, problemspezifischen Rechtfertigung und eingebettet in die Untersuchung ihrer Überwindung. Die Moralität einer solchen Psychologie besteht darin, daß sie bestimmtes psychologisches Gesetzes-Wissen, das potentieller Manipulation Vorschub leisten kann, gar nicht mehr anbietet oder nur im Zusammenhang mit Untersuchungen, die die Geltungsgrenzen solcher Gesetzmäßigkeiten durch Aufklärung aufklären.

3.3.4. Technologien

Im Bereich der technologischen Anwendung psychologischer Subjektmodelle und Gesetzmäßigkeiten zeigen sich die reduzierenden Dimensionen und (Leidens-)Konsequenzen nicht-selbstbezoglicher Menschenbildannahmen am deutlichsten; bei der Begründung des Moralprinzips sind daher die Beispiele vor allem aus diesem Bereich diskutiert worden. Dabei sind auch die Konsequenzen der Anwendung des Moralprinzips schon in der Grundstruktur herausgekommen. Diese Struktur einer psychologischen Technologie unter dem Selbstanwendungs-Anspruch ist an anderer Stelle (für das Beispiel des epistemologischen Subjektmodells; GROEBEN & SCHEELE, 1977, p.182ff.) bereits differenziert dargestellt worden; ich resümiere daher hier nur kurz die wichtigsten Aspekte:

Vorgeordnet sind Technologien zu entwickeln und einzusetzen, die auf den Menschenbildannahmen selbst-bezüglicher Subjektmodelle beruhen; das führt auf jeden Fall dazu, daß die Reflexivität des menschlichen Subjekts als konstitutive Dimension angesetzt wird und z.B. der oben genannte Austausch zwischen wissenschaftlicher Theorie und subjektiver Reflexion, Kognition bzw. Theorie anzustreben ist. Auch hier schließt das Moralprinzip aber nicht aus, daß – nachgeordnet – Technologien auf der Grundlage nicht-selbstbezoglicher Menschenbildannahmen entwickelt und angewendet werden: sie müssen nur problemspezifisch (als nötig) begründet werden: In GROEBEN & SCHEELE (1977, p.196ff.) ist die ziel- und voraussetzungsspezifische Indikation entsprechender Technologien expliziert, die als Vorschlag für die Struktur einer solchen Rechtfertigung gelten kann. Außer dieser wissenschaftlich-objektiven Rechtfertigung sollte allerdings nach Möglichkeit auch noch, wie schon bei der Versuchsmethodik gefordert, die Zustimmung des betroffenen Subjekts (betroffen qua <Objekt>) eingeholt werden. Ein paradigmatisches Beispiel bietet hier die Selbstkontrolle, die z.B. konditionierungstheoretische Strategien

eingesetzt, aber auf der Grundlage eines Konsenses mit dem Klienten auf der Metaebene: der Klient, der selbst in der Selbstkontrolle auch Therapeut wird, sieht auf der Metaebene ein, daß seine Reflexivität und Rationalität (qua Integration von Kognition und Handeln z.B.) beschränkt ist und nur über zeitweiligen Einsatz <reduzierender> Technologien wiedergewonnen werden kann – zu denen er sich also reflektiv-aktiv selbst entschließt und die er sich anschließend auch selbst <appliziert> (vgl. SCHEELE, 1980).

Diese Struktur, Vorordnung von selbstanwendungs-orientierten Technologien, problemspezifische Rechtfertigung potentiell reduktiver technologischer Strategien und Meta-Konsens des menschlichen <Objekts>, sichert so weit als möglich, daß die als nötig nachgewiesenen nicht-selbstbezüglichen Menschenbildannahmen und Gesetzmäßigkeiten der Psychologie auch wieder <moralisch> eingesetzt werden, d.h. so, daß sie kein unnötiges Leid verursachen.

3.4. Epilog: Offene Legitimationsprobleme

Wie schon eingangs erwähnt sind die skizzierten Möglichkeiten der Anwendung des Moralprinzips mehr Problemstellungen als -lösungen; daß dieses Prinzip zunächst einmal mehr Probleme schafft als es löst, spricht allerdings m.E. nicht gegen seine Explikation und Propagierung, sondern eher gegen die bislang in dieser Dimension relativ unreflektierte psychologische Forschungspraxis und -methodik.

Gewichtiger für die Bewertung sind sicherlich mögliche Legitimationslücken oder -probleme, die von verschiedenen Positionen aus gesehen werden können. Ich möchte abschließend einige dieser potentiellen Probleme thematisieren und ihre grundsätzliche Lösbarkeit begründen: Als im Prinzip gelöst sehe ich die Frage möglicher logischer Folgeprobleme an; nur wenn Selbstanwendung im klassischen Sinn von <self reference> (Rückbezüglichkeit von Sätzen) definiert wäre, könnten logische Paradoxien auftreten. Die oben explizierte pragmatische Widersprüchlichkeit (3.1.) vermeidet dieses Merkmal der Selbstbezogenheit und damit auch die Gefahr logischer Paradoxien. Schwieriger ist das Problem, daß sich Normen (und damit auch deren Kritik bzw. Legitimation) üblicherweise auf Handeln

beziehen, zumeist noch auf solches Handeln, das andere betrifft und als solches kontrovers ist. Auf diesem Hintergrund könnte man einwenden, daß mit dem explizierten Moralprinzip bereits das Denken (das zu Handlungen führt) normiert werden soll; und man kann sowohl bezweifeln, ob eine solche Normierung legitimierbar ist, als auch, ob sie überhaupt angestrebt werden sollte. Was die Frage der Legitimierung betrifft, so ist auf die Sprechakttheorie zurückzugreifen (vgl. z.B. SEARLE, 1971; SCHLIEBEN-LANGE, 1973; WUNDERLICH, 1976); danach sind auch sprachliche Äußerungen durchaus als Handlungen, eben als Sprechakte, aufzufassen. Zum Beispiel könnte man den Normierungsgegenstand der vorliegenden Analyse als die Sprechhandlung <humane Erklärungen geben> ansetzen. Sicherlich bezieht sich eine Normierung bei Sprechakten zunächst einmal auf den illokutionären Akt; aber für illokutionäre Akte sind <Gelingensbedingungen> explizierbar, und unter diesen auch Bedingungen des propositionalen Gehalts. Die oben vorgenommene Analyse hat praktisch versucht, die für <humane Erklärungen> zulässigen Propositionstypen oder -kategorien herauszuarbeiten; das ist m.E. auch innerhalb einer sprechakttheoretischen Terminologie machbar, so daß der Übergang von der Handlungs- zur Propositionsnormierung geschlossen werden kann.

Die Unterstellung, daß eine solche <Propositionsnormierung> sinnvoll ist, impliziert in der Tat, daß wissenschaftliches Erklären und Forschen <konflikt-relevantes> Handeln (im Sinne der Erlanger Schule, vgl. SCHWEMMER, 1974) darstellt: insofern als das Erkenntnis-<objekt> u.U. bestimmte Erklärungen bzw. Forschungen (sowie deren Anwendungen) nicht als human empfindet. Das Selbstanwendungs-Postulat ist als systematischer Weg konzipiert, solche potentiellen Konflikte vor ihrem konkreten Eintreffen zu elaborieren und zu vermeiden. Dabei wird auf die Dauer in einer moralisch bemühten Psychologie diese Potentialität genauer auf- und auszuarbeiten sein; unter moralischen Gesichtspunkten wird dabei m.E. der Begriff der Pervertierbarkeit eine wichtige Rolle spielen. Denn auch wenn Menschenbildannahmen sowie theoretische Entwicklungen Handeln nicht strikt implizieren, so sind sie doch nicht völlig unabhängig voneinander; und die vorhandene Abhängigkeit wird vor allem unter dem Aspekt relevant, wie leicht oder

schnell bestimmte Subjektmodelle moralisch pervertierbar sind.

Alle diese in einer moralisch orientierten Psychologie auszuarbeitenden Probleme weisen aber auf das für die gegenwärtige wissenschaftstheoretische Diskussion vermutlich zentrale Problem hin: nämlich ob man das Generieren von wissenschaftlichen Problemen und/oder Aussagen normieren soll bzw. darf oder nicht; und d.h. Zielkriterien für den sog. Entdeckungsaspekt aufstellen darf. Bislang ist es in der Theorie der empirischen Wissenschaften weitgehend unbezweifelt, daß nur der Geltungsaspekt metatheoretisch-kriterial zu regeln ist. Moralität als Kriterium aber muß m.E. eindeutig (wie auch im Moralprinzip expliziert) bereits am Geneseaspekt ansetzen; hier wird sich die <scientific community> entscheiden müssen.

Literatur

- ALBERT, H. 1968. Traktat über kritische Vernunft. Tübingen: Mohr.
- ASCH, S.E. 1951. Effects of group pressure upon the modification and distortion of judgement. In: H. Guetzkow (Ed.): Groups, leadership, and men. New York: Russell & Russell, 177–190.
- AUSUBEL, D.P. 1963. The psychology of meaningful verbal learning. New York: Grune & Stratton.
- BARRON, F. 1967. The psychology of creative writer. In: R. Mooney & T. Razik (Eds.): Explorations in creativity. New York/London: Holt, Rinehart & Winston.
- BRANDTSTÄDTER, J. 1977. Gedanken zu einem psychologischen Modell optimaler Entwicklung. In: J. Schneider & M. Schneider-Düker (Eds.): Interpretationen der Wirklichkeit. Saarbrücken: ssip-Schriften, 117–142.
- BRANDTSTÄDTER, J. 1979. Bedürfnisse, Werte und das Problem optimaler Entwicklung. In: Klages, H. & Kmeciak, P. (Eds.): Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel. Frankfurt: Campus, 556–569.
- BRANDTSTÄDTER, J. 1980. Relationships between life-span developmental theory, research and intervention: A revision of some stereotypes. In: R.R. Turner & H.W. Reese (Eds.): Life-span developmental psychology: Intervention. New York: Academic Press, 3–29.
- BRANDTSTÄDTER, J. & MONTADA, L. 1977. Erziehungsleitende Implikationen der Erziehungsstilforschung. Trierer Psychologische Berichte 4, Heft 2; auch in: T. Herrmann & A. Schneewind (Eds.): Trierer Erziehungsstilsymposium. Bern/Stuttgart/Wien: Huber.
- BRAUNMÜHL, C.v. & GRIMM, H. 1978. Über Versuche der methodischen Konstitution eines genuin humanwissenschaftlichen Forschungsansatzes zur Entwicklung der Verständnissfähigkeit. Bericht des Psychologischen Instituts der Universität Heidelberg Nr.9.
- BUNGE, M. 1963. The myth of simplicity. Englewood Cliffs: Prentice Hall.

- DIEMER, A. 1962. Grundriß der Philosophie, Bd.1. Meisenheim am Glan: Hain.
- ELLIS, A. 1967. Reason and emotion in psychotherapy. New York: Lyle.
- GROEBEN, N. 1974. Wissenspsychologische Dimensionen der Rezeptionsforschung. LiLi 15, 61-79.
- GROEBEN, N. 1978a. Auf dem Weg zu einer realistischen Wissenschaftsrekonstruktion. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 9, 338-345.
- GROEBEN, N. 1978b. «Ironie». Forschungsprojektantrag DFG-Schwerpunkt Psycholinguistik. Mskr. Heidelberg.
- GROEBEN, N. 1979. Widersprüchlichkeit und Selbstanwendung: psychologische Menschenbildannahmen zwischen Logik und Moral. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 10, 267-273.
- GROEBEN, N. & SCHEELE, B. 1977. Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Paradigmawechsel vom behavioralen zum epistemologischen Menschenbild. Darmstadt: Steinkopff.
- HAAG, F., KRÜGER, H., SCHWÄRZEL, W. & WILDT, J. 1972. Aktionsforschung. München: Juventa.
- HABERMAS, J. 1968. Erkenntnis und Interesse. Frankfurt: Suhrkamp.
- HECKHAUSEN, H. 1974. Lehrer-Schüler-Interaktion. In: Weinert, F.E. et al. (Eds.): Funkkolleg Pädagogische Psychologie Bd.1. Frankfurt: Fischer, 547-673.
- HECKHAUSEN, H. 1975. Naive und wissenschaftliche Verhaltenstheorie im Austausch. In: Ertel, S. et al. (Eds.): Gestalttheorie in der modernen Psychologie. Darmstadt: Steinkopff.
- HERRMANN, TH. 1974. Psychologische Theorien - nicht als Aussagengefüge betrachtet. Bericht des Psychologischen Instituts der Universität Marburg Nr.42.
- HERRMANN, TH. 1976. Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme. Göttingen: Hogrefe.
- HERRMANN, TH. 1979. Ist Reizkontrolliertheit des Menschen eine widersprüchliche Konzeption? Bemerkungen zu einem antibehavioristischen Argument. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 10, 262-266.
- HÖFFE, D. 1975. Strategien der Humanität. Freiburg: Alber.
- HOLZKAMP, K. 1969. Zum Problem der Relevanz psychologischer Forschung für die Praxis. Psychologische Rundschau, XXI, 1-22.
- HOLZKAMP, K. 1972. Kritische Psychologie. Frankfurt: Fischer.
- HOLZKAMP, K. 1973. Verborgene anthropologische Voraussetzungen der allgemeinen Psychologie. In: H.-G. Gadamer & P. Vogler (Eds.): Psychologische Anthropologie. Stuttgart: Thieme, 237-282.
- JONES, E.E. & NISBETT, R.E. 1971. The actor and the observer: Divergent perceptions of the causes of behavior. In: E.E. Jones et al. (Eds.): Attribution: Perceiving the causes of behavior. Morristown: General Learning Press.
- KNEBEL, H.J. 1970. Ansätze einer soziologischen Metatheorie subjektiver und sozialer Systeme. Stuttgart: Enke.
- KNEBEL, H.J. 1973: Metatheoretische Einführung in die Soziologie. München: Fink.
- KÖNIG, E. 1975. Theorie der Erziehungswissenschaften, Bd.2. Normen und ihre Rechtfertigung. München: Fink.
- KRIEGER, R. 1976. Determinanten der Wißbegier. Bern/Stuttgart/Wien: Huber.
- KUBIE, L.S. 1966. Neurotische Deformation des schöpferischen Prozesses. Hamburg: Rowohlt.
- KUHN, T.S. 1967. Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt: Suhrkamp.
- KUHN, T.S. 1972. Postskript - 1969 zur Analyse der Struktur wissenschaftlicher Revolution. In: Weingart, P. (Ed.): Wissenschaftssoziologie 1. Frankfurt/M: Athenäum, 287-319.
- LAKATOS, I. & MUSGRAVE, A. 1970. Criticism and the growth of knowledge. Cambridge: Cambridge University Press.
- MASLOW, A. 1968. Toward a psychology of being. New York: Van Nos Reinhold.
- MAY, R. 1975. The courage to create. New York: Norton.
- McMULLAN, W.E. 1976. Creative individuals: Paradoxical personages. Journal of Creative Behavior, 10(4), 265-275.
- MERTENS, W. 1975. Sozialpsychologie des Experiments. Hamburg: Hoffmann & Campe.
- MILGRAM, S. 1963. Behavioral study of obedience. Journal of Abnormal and Social Psychology, 67, 371-378.
- MISCHEL, W. 1973. Toward a cognitive social learning reconceptualization of personality. Psychological Review, 80, 252-283.
- MOSER, H. 1975. Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften. München: Kösel.
- NEUSTÜSS, A. (Ed.) 1972. Utopie. Neuwied/Berlin: Luchterhand.
- POPPER, K.R. 1969. Logik der Forschung. Tübingen: Mohr.
- ROGERS, C.R. 1964. Toward a modern approach to values. The valuing process in the mature person. Journal of Abnormal and Social Psychology, 53, 160-167.
- ROGHMANN, K. 1965. Dogmatismus und Autoritarismus. Meisenheim am Glan: Hain.
- SCHEELE, B. 1980. Selbstkontrolle als kognitive Interventionsstrategie. Phil. Diss. Heidelberg.
- SCHLIEBEN-LANGE, B. 1973. Linguistische Pragmatik. Stuttgart: Kohlhammer.
- SCHNEEWIND, K.A. 1969. Methodisches Denken in der Psychologie. Bern/Stuttgart/Wien: Huber.
- SCHULTE, D. 1978. Theoretische Grundlagen der Verhaltenstherapie. In: L.J. Pongratz (Ed.): Handbuch der Psychologie, 8. Bd. Klinische Psychologie, 1. Halbbd. Göttingen: Hogrefe, 981-1026.
- SCHWEMMER, O. 1974. Appell und Argumentation. Aufgaben und Grenzen einer praktischen Philosophie. In: F. Kambartel (Ed.): Praktische Philosophie und konstruktive Wissenschaftstheorie. Frankfurt: Suhrkamp, 148-211.
- SEARLE, J.R. 1971. Sprechakte. Frankfurt: Suhrkamp.
- SINGER, M.G. 1975. Verallgemeinerung in der Ethik. Zur Logik moralischen Argumentierens. Frankfurt: Suhrkamp.
- SKINNER, B.F. 1948. Walden two. New York: Macmillan 1965.
- SKINNER, B.F. 1957. Verbal behavior. New York: Appleton-C.-C.
- SOMMER, G. 1977. Hilfe zur Selbsthilfe. In: W. Honstein et al. (Eds.): Beratung in der Erziehung, Bd.2. Frankfurt: Fischer, 609-638.
- STEGMÜLLER, W. 1973. Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie Bd.II, 2. Halbd.: Theorienstrukturen und Theoriendynamik. Berlin/Heidelberg/New York: Springer.
- TREIBER, B., WEINERT, F.E. & GROEBEN, N. 1976. Bedingungen individuellen Unterrichtserfolgs. Zeitschrift für Pädagogik, 22, 153-179.
- TREIBER, B. & GROEBEN, N. 1981. Handlungsforschung in

- epistemologischer Rekonstruktion. In: H. Moser & P. Zedler (Eds.): Theorie und Aktion. Leverkusen: Leske.
- ULMANN, G. 1968. Kreativität. Weinheim: Beltz.
- WEINERT, F.E. 1977. Pädagogisch-psychologische Beratung als Vermittlung zwischen subjektiven und wissenschaftlichen Verhaltenstheorien. In: W. Arnold (Ed.): Texte zur Schulpsychologie und Bildungsberatung, Bd.2. Braunschweig: Westermann.
- WELLEK, A. 1966. Die Polarität im Aufbau des Charakters. Bern/München: Francke.

- WESTMEYER, H. 1973. Kritik der psychologischen Unvernunft. Stuttgart: Kohlhammer.
- WESTMEYER, H. 1976. Verhaltenstherapie: Anwendung von Verhaltenstheorien oder kontrollierte Praxis? In: P. Gottwald & Ch. Kraiker (Eds.): Zum Verhältnis von Theorie und Praxis in der Psychologie. Sonderheft I der «Mitteilungen der GVT e.V.», München: Reinhardt, 9-31.
- WUNDERLICH, D. 1976. Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt: Suhrkamp.

